

Der Bote aus

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von C. Guntel sel. Wwe. in Sattingen.

Sezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zanker in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Münb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unterkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Zur Erinnerung an den 17. November 1881.

Der Reichsanzeiger veröffentlicht folgendes Schreiben des Kaisers an den Reichstagspräsidenten:

Der heutige Tag, an welchem vor 25 Jahren der in Gott ruhende Kaiser und König Wilhelm der Große seine unvergessliche Botschaft erließ, gibt mir willkommenen Anlaß, mit dem deutschen Volke in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit dieses Friedenswerkes zu gedenken, durch welches mein erlauchter Ahnherr zum Schutze der wirtschaftlich Schwachen der Gesetzgebung neue Bahnen wies. Nach seinem erhabenen Willen ist es unter freudiger Zustimmung der verbündeten Regierungen und der verständnisvollen Mitwirkung des Reichstages gelungen, den schwierigen und weitverzweigten Ausbau der staatlichen Arbeiterfürsorge auf dem Gebiete der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung so zu fördern, daß die Hilfsbedürftigen in den Tagen der Not einen Rechtsanspruch auf gesetzlich geregelte Bezüge besitzen. Die Arbeiter haben damit, dank den umfassenden Leistungen des Reiches und ihrer Arbeitgeber, sowie auf Grund ihrer eigenen Beiträge, eine erhöhte Sicherheit für ihren notwendigen Lebensunterhalt und für den Bestand ihrer Familien erreicht. Die großen und werbenden Gedanken der kaiserlichen Botschaft haben diesen Erfolg aber nicht nur in ansehnlicher eigener Vaterlandsgewinnung, sondern wirken auch weit über dessen Grenzen hinaus vorbildlich und bahnbrechend. Leider wird die Erreichung des höchsten Zieles der kaiserlichen Botschaft gehemmt und verzögert durch den andauernden Widerstand gerade von der Seite, welche glaubt, die Vertretung der Arbeiterinteressen vorzugsweise für sich in Anspruch nehmen zu können. Gleichwohl vertraue ich auf den endlichen Sieg gerechter Erkenntnis des Geleisteten und auf wachsendes Verständnis für die Grenzen des wirtschaftlich Möglichen in allen Kreisen des deutschen Volkes. Dann wird sich auch die Hoffnung Kaiser Wilhelms erfüllen, daß sich die Arbeiterversicherung als dauernde Bürgschaft inneren Friedens für das Vaterland erweisen möge. In dieser Zuversicht ist es mein fester Wille, daß die Gesetzgebung auf dem Gebiete der sozialpolitischen Fürsorge nicht ruhe und in Erfüllung der vornehmsten Christenpflicht auf den Schutz und das Wohl der Schwachen und Bedürftigen fortgesetzt bedacht sei. Durch gelegliche Vorschriften und Leistungen allein ist indes die Aufgabe im Geiste der kaiserlichen Botschaft und ihres erlauchten Schöpfers nicht zu lösen. Ich erkenne es an dem heutigen Tage gern an, daß es im deutschen Volke nie an Männern und Frauen gefehlt hat, die freiwillig und freudig ihre Kraft in den Liebesdienst am

Wohle des Nächsten stellten, und sage allen, die sich dem großen sozialen Werte unserer Zeit selbstlos und opferwillig widmen, meinen kaiserlichen Dank. Ich beauftrage Sie, diesen Erlaß zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Gegeben Donaueschingen, den 17. November 1906. Wilhelm I. R. Bülau.

Wie sieht's aus in der Welt?

Die zum Beginn der vorigen Woche stattgehabte Anwesenheit der kaiserlichen Majestäten und der braulende und herzliche Empfang in der bayerischen Hauptstadt München hat auch bewiesen, daß die süddeutsche derbe Offenherzigkeit, die eine fräufige und derbe Ausprache liebt, doch keineswegs so böse gemeint war u. gar nicht von unheilbarer Reichs-Verdroßtheit diktiert ist. So schlimm ist's lange nicht; es ist ganz gut, wenn man im Deutschen Reiche in offener und ehrlicher Bürgerart frühweg von der Leber herunter sagt, was einem nicht behagt, als wenn es heimlich herumgetragen wird. Wo Klarheit ist, da kommt auch sehr bald Wahrheit, wird erkannt, was begründet und was Uebertreibung ist. Jedenfalls vom Kaiser und der Kaiserin halten alle Deutschen viel, und wenn sie die Majestäten vor Angelegenheit begrüßen, dann geht ihnen das Herz auf. So war's in München, und in ihren Trümpfen haben der greise Prinz-Regent Luitpold und der Kaiser das noch ganz besonders betraugt. Viele Kaiserfrage an der Jär wird man dort so bald nicht wieder vergessen! Bald nachher hat das Kaiserpaar die dänische Königsfamilie als Gäste in Berlin begrüßen können. Damit ist das Bestreben unseres Kaisers, den alten, von 1863/64 her datierten Groll zwischen den beiden Nachbarn zu beseitigen, der eigentlich nur auf dänischer Seite vorhanden war, von Erfolg gekrönt geworden.

Nach langer Sommerpause hat der Reichstag nunmehr seine Beratungen wieder aufgenommen. Erfreulicherweise zeigt das hohe Haus gegenwärtig ein gegen die früheren Jahre wesentlich verändertes Bild. Die Einführung der Diäten hat die vonseiten der Regierung erwartete Wirkung gehabt. Eine größere Anzahl von Abgeordneten, die bisher an den Sitzungen nur selten teilnahmen, weil ihre Vermögenslage ihnen längeren Aufenthalt in Berlin unmöglich machte, ist diesmal zur Stelle gekommen, und es ist zu hoffen, daß man fortan nicht mehr mit der bescheidenen, eine Zeit lang zur Regel gewordenen Tatsache, der Erledigung wichtiger Reichsgelegenheiten durch beschlußunfähige Häuser zu rechnen haben wird.

Die Erörterung über die Fragen der auswärtigen Politik, welche während der letzten Monate im Vordergrund des Interesses gestanden haben, bei der Järst von Bülau bewies, daß er von seinem Leiden erfreulicherweise wieder völlig genesen, ist sehr zahlreich verlaufen. Daß gerade auf diesem schwierigen Gebiete der Einfluß der Volksvertretungen, selbst in rein parlamentarisch regierten Staaten, immer nur ein sehr beschränkter sein kann, ist so allgemein anerkannt, daß der im Reichstag eingebrachte Antrag auf alljährliche Vorlage von attemmähigem Material über aus-

wärtige Fragen an der bisherigen Sachlage schwerlich viel ändern wird. Da die Vorschläge für die Etats der einzelnen Reichsämter noch nicht fertig gestellt sind, dürfen die Beratungen des Reichstages auch für die nächste Zeit einen mehr akademischen Charakter tragen.

Der von manchen Seiten erwartete Ansturm gegen die Regierung ist ausgeblieben. Die kurz vor Zusammentritt des Reichstages erfolgte Verabschiedung des bisherigen Landwirtschaftsministers Herrn v. Podbielski hatte die Gegner ihres besten Angriffspunktes beraubt. Sein Nachfolger wird wahrscheinlich der Ritterschaftsrat von Arnim-Kriepen, ebenso wie sein Vorgänger ein praktischer Landwirt.

Die auswärtige Lage gibt augenblicklich Deutschland zu Sorgen weniger Anlaß als im Vorjahr. In Rußland macht, dank dem entschlossenen und nüchternen Vorgehen des Ministeriums Stolypin, die Beruhigung der Gemüter entscheidende Fortschritte. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Behörden der Verbündeten, welche unter der Maske von politischen Selbsten fortgesetzt Leben und Eigentum ruhiger Bürger bedrohen und vernichten, in Bälde Herr werden. Dazu bedarf aber das Jarenreich des Weltfriedens.

In Frankreich ist die Regierung noch immer voll auf durch die kirchenpolitischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Da der Papst und die katholische Kirchenbehörde fortgesetzt gegen die Ausführung der Trennungsgesetze hartnäckigen Widerstand leisten, ist zu fürchten, daß die endgültige Regelung dieser Angelegenheit noch zu allerlei unbequemen Zwischenfällen im Lande führen wird. In dem Augenblick, da wir dies schreiben, geht uns ein Telegramm zu, wonach in Villelongue bei Perpignan sich die dortigen Katholiken in der Kirche verbarrikadiert haben und Säde mit Schwefel bereit halten, die in dem Augenblick angezündet werden sollen, wo der Finanzbeamte und der Polizeikommissar in die Kirche treten, um das Inventar aufzunehmen.

In Oesterreich-Ungarn scheint die Stimmung zwischen den streitenden Nationalitäten friedlicher geworden zu sein. Die Erhebung des bisherigen auswärtigen Ministers durch den Freiern von Neureithal hat unverkennbar allenhalben günstige Wirkungen geübt.

In England setzt die konservative Partei ihren Kampf gegen das jetzige Ministerium mit voller Kraft fort und nützt dieses, seine ganze Aufmerksamkeit den inneren Angelegenheiten zu widmen.

Sehr viel Aufsehen erregte die Erhebung einer Anzahl unzufriedener Buren im englischen Südafrika, die mittlerweile mit der Gefangennahme der Rebellen grausam geendet hat. Man war allgemein zu dem Glauben gekommen, daß die Burenbevölkerung sich mit ihrem Schicksal abgefunden hätte und auf dem Wege sei, sich zu friedlichen englischen Bürgern zu entwickeln. Die Ereignisse der letzten Tage scheinen aber dafür zu sprechen, daß es der englischen Verwaltung doch nicht geglückt ist, dies Ziel zu erreichen. Von deutscher Seite ist in loyaler Weise alles, was möglich war, angeordnet worden, um eine Unterfütterung etwaiger neuer Anschläge aus dem südafrikanischen Schauplatz zu verhindern.

hörchen. Er duldet keinen Widerspruch in seinen Anordnungen.“

„Das habe ich vom ersten Tage an erfahren, als er meine arme Mutter besuchte,“ gestand Elisabeth, und beim Gedanken an die Vergangenheit füllten sich ihre Augen wieder mit Tränen.

Die alte Dame nickte verständnisvoll. „Bruno ist sehr streng und würde zürnen, wenn er von seiner Kunde heimkäme und Sie noch nicht in den Federn lägen. Ah, da sind wir ja schon am Ziel,“ rief sie dann heiter, „und dort steht auch Julia am Fenster. Ei, ei! Sie sieht uns nicht einmal, trotzdem ich winkte und hört auch nicht das Rollen des Wagens. Immer diese trüben Gedanken, diese Träumerei,“ fuhr sie dann bekümmert fort. „Julia, Julia, woran denkst Du wieder?“

Bei dem Ton der Stimme erschraf die Angerufene sichtlich, dunkle Röte bedeckte die Wangen, dann eilte sie schnell herbei, um ihre Mutter und die mutterlose Waise als Freundin und neue Hausgenossin zu begrüßen.

„Wo schweiften wieder Deine Gedanken umher, Julia?“ scherzte die Mutter mit leichtem Vorwurf. „Du bist ja in letzter Zeit ganz sentimental geworden.“

Julia errötete heftiger, dann zog sie ihren Arm durch den Elisabeths und sagte mit herzwinnender Freundlichkeit: „Lach uns Freundinnen, Schwester sein, Elisabeth, und gleich das trauische „Du“ gebrauchen. O, Du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich nach einer Schwester gesehnt habe; willst Du mich auch ein wenig lieb haben?“

„O, ja, ja!“ erwiderte die Gefragte, mühsam ihre Tränen zurückdrängend, „hier ist jeder so gut und freundlich gegen mich.“

„Warum sollten wir auch nicht?“ gab Julia heiter zurück und führte Elisabeth in ihr Schlafgemach.

Die alte Dame schaute bekümmert den beiden jungen

Geführt.

Novelle von C. B.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

3.

Doktor Eichenrot bewohnte mit seiner Mutter und Schwester ein hübsches kleines Landhaus in geringer Entfernung von Buchenweiler. Hier hatte sein Vater als Arzt lange Jahre hindurch segensreich gewirkt. Die Armen, Witwen und Waisen hatten hier in dem kleinen, friedlichen Landhause nicht allein einen Arzt, sondern auch einen Helfer, einen Freund und treuen Berater gefunden, der Not zu lindern und Tränen zu trocknen verstand.

Seit zwei Jahren nun hatte der junge Arzt Bruno Eichenrot ganz allein die weit ausgebreitete Praxis seines Vaters übernehmen müssen. Der alte Herr war ein Opfer seines Berufes geworden und alt und jung, arm und reich bewußten ihn wie einen geliebten Vater, als er zur letzten Ruhestätte geleitet wurde.

Hier in dem kleinen, freundlichen Landhause herrschte ein fröhliches, arbeitsvolles Leben. Die bereits hoch bejahrte Frau Doktor Eichenrot leitete den kleinen Haushalt mit einer Rüstigkeit und Frische, die man ihrem hohen Alter kaum noch zutraute. Sie kochte, nähte und stopfte für Arme und Kranke, und kein Notleidender ging mit leeren Händen und ungetröstet von ihrer Tür.

Julia Eichenrot, ihre einzige Tochter, war nicht minder fleißig und strebsam, wie Mutter und Bruder. Sie war von zarter, schlanker Gestalt. Die sanften Rehaugen, die früher so schelmisch und heiter blickten konnten, hatten jetzt in letzter Zeit einen trüben, melancholischen Ausdruck angenommen, und karrten oft traumverloren ins Leere.

Sie war eine ausgezeichnete Klaviervirtuosin, ja, eine Künstlerin. Ihr schönes Talent führte sie in die vornehmsten Kreise ein, und in der nahen Residenz wetteiferte man, ihr Huldigungen entgegenzubringen. Die Zahl ihrer Schülerinnen war bald so enorm, daß die junge Künstlerin allen Anforderungen nicht gerecht werden konnte, so gerne und fleißig sie auch arbeitete.

Raum hatten Frau Eichenrot und Elisabeth ihren Einzug in Buchenweiler gehalten, als die schon lange trübselige Mutter ihr nahes Ende fühlte. Die Sorge um ihr Kind war so groß, daß sie bald dem schnell herbeigerufenen Arzt, Bruno Eichenrot, volles Vertrauen schenkte, und ihm die traurige Geschichte ihres Lebens nach ihrer Verheiratung erzählte.

Zu seiner nicht geringen Freude nahmen Mutter und Schwester das regste Interesse für die armen, schuldlosen Fremden, und Bruno erfüllte nur den Wunsch seiner Mutter, als er der Sterbenden den beruhigenden Trost gab, daß Elisabeth bei den Seinigen eine neue Heimat finden würde.

Gleich nach der Beerdigung kam Frau Eichenrot selbst, um Elisabeth zu holen, und da der Arzt den Wirt befriedigt und alle Unkosten bereitwillig beglichen hatte, schied das junge Mädchen leichten Herzens von der verfallenen Hütte, in der sie so schwere Tage durchlebt hatte.

„Wie bleich und elend Sie aussehen!“ plauderte die ältere Dame, als das leichte Gefährt des Arztes pfeilschnell dahinslog, um Elisabeth ihrer neuen Heimat zuzuführen. „Das wird aber bald anders werden, wenn Sie erst in meiner Pflege sind. So bald wir am Ziele sind, bringe ich Sie zu Bett, mein Kind, Sie bedürfen vor allen Dingen der Ruhe. O, ja, ja! ich weiß sehr gut, was ich zu tun habe,“ fuhr sie dann fort, als das junge Mädchen energisch das Haupt schüttelte. „Bruno hat mir ganz strenge Verhaltensmaßregeln gegeben. Und ich muß ihm ge-

Gespräch des Kaisers mit dem Dichter Ganghofer.

Eine Unterredung des deutschen Kaisers mit dem Münchener Schriftsteller Dr. Ganghofer wird von den Münchener Neuesten Nachrichten veröffentlicht, die in psychologischer Beziehung interessante Streiflichter auf die Art des Kaisers wirft. Der Monarch, der nach der Theatervorstellung in München mit Ganghofer eine Promenade im Wintergarten der Residenz machte, äußerte sich zu dessen Schriften, hob hervor, daß er in letzter Zeit den „Hohen Schein“ gelesen habe, aus dem ihn der optimistische Klang des Buches besonders wohlwiegend berührt habe. Er sei selbst durch und durch Optimist und werde sich durch nichts abhalten lassen, es bis an sein Lebensende zu bleiben. Der Kaiser nannte sich selbst einen Mann, der von Arbeit erfüllt ist, an seine Arbeit glaubt und fügte hinzu: Ich will vorwärts kommen. Ich würde mich sehr freuen, wenn man das, was ich will, richtig verstehen wollte und mich dabei unterstützen würde. Der Kaiser sprach dann über die schwierige Stellung, die man bei jeder Arbeit dem Mißtrauen gegenüber habe, und berief sich dabei wiederum auf ein Zitat aus Ganghofers „Schweigen im Walde“, das seine eigenen Anschauungen wiedergäbe, und das lautet:

„Wer mißtrauisch ist, begeht ein Unrecht an anderen und schädigt sich selbst. Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solange er uns nicht das Gegenteil beweist.“

Diesen Grundsatz, sagte der Kaiser, habe er von jeher trotz mancher schlimmer Erfahrungen, die Menschen machen. Man komme doch mit einem gefunden Stills Optimismus, mit einer vertrauensvolleren Lebensanschauung sowohl im eigenen Leben als auch bei den Berufsarbeit viel weiter, als wenn man alle Dinge mit pessimistischen Augen anschauet, und in der Politik sei das auch nicht anders. Das deutsche Volk habe doch eine Zukunft, und da ist es ein Wort, das ihn immer fränke, so oft er es höre, das sei das Wort: Reichsverdrossenheit. „Ich arbeite ja auch unverdrossen und glaube, daß ich dabei doch vorwärts komme.“

Im Anschluß an diese Worte schilderte der Kaiser die Art und Weise, wie er zu arbeiten pflege, und wie ihn oft die Fülle und schwere Pflicht der Arbeiten ermüde. Daraus komme das Bedürfnis, auszuspannen und wieder ein neues Stück Welt zu sehen. Er wählte, daß man ihn den Reiskaiser nenne. Das habe er aber immer nur von der heiteren Seite aufgenommen und sich dadurch die Freude an der Welt nicht beeinträchtigen lassen. Reisen machen auch innerhalb der eigenen Heimat Freude; er glaube, daß durch sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit noch verstärkt wird, und fügte hinzu: „Viele Deutsche wissen gar nicht, wie schön unser Heimat ist, und wieviel es da zu sehen gibt. Ich freue mich immer, wenn ich ein neues Stück deutsches Land kennen lerne.“ Er sprach dann mit Bedauern, daß zu seinen Reisen immer ein so großer Apparat nötig sei: „Fast möchte ich mich am liebsten in ein Automobil setzen und ein paar Tage flott hin und her fahren, zufrieden und arbeitsfroh wieder nach Hause kommen. Solche Erfrischung hat man gerade in meinem ersten Beruf sehr nötig, doppelt nötig, wenn man gegen viele Mißverständnisse zu kämpfen hat, denn man ist da immer in einer undankbaren Lage, weil man uns keine Selbständigkeit zubilligt. Gelingt mir etwas, so fragt alle Welt: „Wer hat ihm das geraten?“ und mißlingt mir etwas, so heißt es: „Er hat es nicht verstanden.“ Bei Dingen, die man bei anderen fürchten als selbstverständlich betrachtet, fragt man bei mir immer: „Warum?“ und die einzige Antwort kann doch nur sein: „Weil ich für das Deutsche Reich und für das deutsche Volk das Gute will.“ Manchmal erfährt man ja auch viel Gutes und zwar“, fügte der Kaiser hinzu, „am meisten auf meinen Reisen, die man mir zum Vorwurf macht.“ Er sprach dann von den schönen Münchener Tagen, von dem künstlerischen und

farbenfrohen Bilde, das die Stadt geboten hat, von der Rüstigkeit des Regenten, die er sich in diesen anstrengenden Tagen so bewahrt.

Ueber die Persönlichkeit des Kaisers äußerte Dr. Ganghofer zu seinem Gewährsmann, daß das lebhafteste Naturell, mit dem der Kaiser sich äußerte, die frische und gerade Art seines manchmal sogar sehr kräftigen Ausdrucks, die geistige Frische nach so anstrengenden Tagen geradezu erstaunlich waren. Das lebhafteste Interesse

an allen Fragen vereinigt sich zu dem Ausdruck einer klaren Persönlichkeit, vor allem in der vollendeten Form, wie er die Unterhaltung führt, und wie er jeden neuen Anschlag des Gesprächs benutzt, um auf eine neue Frage, auf einen neuen Gegenstand seines Interesses zu kommen, wie er sich bei Behandlung von ernstlichen Dingen stark und leidenschaftlich erregen kann und dann gleich wieder einen weiteren Uebergang findet zu einer ruhigen und klaren Auseinandersetzung.



Bilder aus den russischen Hungerdistrikten

Nicht nur die Revolutionäre, nein, auch die Mißwachs haben dazu beigetragen, die Lage der russischen unglücklichen Bauern noch zu verschlimmern. Wenn eine Familie von 6 Köpfen nur 115 Pfund für das ganze Jahr als Ernte erzielen kann, muß sie natürlich verhungern. Viehfutter war überhaupt nicht vorhanden. Man hat sich

daher vielfach so geholfen, daß die Strohbücher der Häuser abgedeckt und das Stroh den Tieren zur Nahrung gegeben wurde. Traurige Zustände, welche das Umsichgreifen der Revolution auf dem Lande und die sogenannten „Agrarunruhen“ verständlich machen.

Der erste Bauchredner.

Als man das erste mal einen Bauchredner hörte, schrieb man diese merkwürdige Eigenschaft dem Teufel zu. In Saint-Germain-en-Laye bemerkte, wie die „Revue hebdomadaire“ erzählt, ein Krämer namens Saint-Gille im Jahre 1770, daß er seine Stimme verlegen konnte. Zugleich erklärten die einen ihn als Zauberer, die anderen studierten ihn wissenschaftlich und einige schließlich, die in allem eine Gelegenheit sich zu amüsieren suchten, bedienten sich seiner für ihre Späße. So lud ein Herr de la Chapelle mehrere Freunde zum Frühstück im Walde von Saint-Germain ein, unter großen Bäumen, in denen, wie er sagte, ein Waldgeist spukete. Die lustige Gesellschaft amüsierte sich höchlichst über diese Erfindung und fing an, frühlich zu frühstücken. Plötzlich hörte die Gräfin von B... wie sie von der Höhe eines Baumes herab gerufen wurde. Sie hob den Kopf, sah aber nichts. Eine Sekunde darauf rief man sie von der anderen Seite, bald von einem Baume, bald aus dem Innern der Erde. Sie wurde sehr unruhig, versuchte jedoch, die Fassung zu bewahren und antwortete dem Geist, der sich als ausgezeichnet informiert erwies und mehrere sehr intime Einzelheiten aus ihrem Leben erzählte. Man kann sich die allgemeine Erregung vorstellen. Die anderen Damen zitterten, da sie fürchteten, daß nun ihre Geheimnisse enthüllt würden, und wollten daher schleunigst aufbrechen. Da führte de la Chapelle seinen Gästen den Schuldigen vor, um sie zu beruhigen. Die Geschichte erregte großes Aufsehen, umso mehr als Saint-Gille sich keinen Zwang antat, sondern noch viele Personen mystifizierte.

Die Kraft eines Käfers.

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß die meisten Insekten eine im Verhältnis zu ihrer Größe ganz erstaunliche Kraft besitzen. Einen neuen Beweis für diese interessante Tatsache bringt der Prometheus in seiner letzten Nummer. Ein Stutzkäfer von etwa 12 Millimeter Länge, der über

eine Tischplatte kroch, wurde mit dem Deckel einer Zinnbüchse bedeckt. Die Last genierte den kleinen Patron in keiner Weise; er schob den Deckel beiseite und bewegte sich weiter. Nunmehr wurde die ganze Büchse auf den Deckel gestellt; aber es dauerte auch diesmal nicht lange, bis es dem Käfer gelang, den Deckel mit darauf ruhender Büchse von einer Seite aufzuheben und so aus seinem Gefängnis zu entfliehen. Der Deckel mit der Büchse wog 114 Gramm, der Käfer dagegen nur 0,032 Gramm. Nimmt man nun, was der Wirklichkeit zweifellos sehr nahe kommt, an, daß der Käfer nur das halbe Gewicht der Büchse, d. h. 57 Gramm aufgehoben hat, um seine Freiheit wiederzuerlangen, so ergibt sich, daß das kleine Insekt das 1800fache seines eigenen Gewichts zu heben imstande war. Ein Mensch, der ebenso so stark wie dieser Stutzkäfer wäre, müßte, wenn er 75 Kilogramm wiegt, nicht weniger als 135 000 Kilogramm heben.

Künstler als Erzieher.

Bei der Abendgesellschaft im Hause eines Kunstmeisters, zu der auch ein berühmter Pianist eingeladen war, trat die Hausfrau an den Gelehrten mit der Bitte heran, der Meister möge doch am neuen Blüthner etwas zum besten geben. Mit süßhafter Miene mußte sich unser Virtuos nach einigen siegreich abgeschlagenen Ausreden dem Wunsche fügen. Kaum hatte er jedoch am Flügel Platz genommen und begonnen, als in seiner nächsten Nachbarschaft eine größere Damen-Runde, der die Hausfrau selbst präsiidierte, ganz ungeniert mit dem zu immer größerer Lebhaftigkeit sich steigenden Klatsch über Kleider, Dienst-mädchenfrage usw. anhub. Unergerlich über solche Rücksichtslosigkeit brach der Künstler seinen Vortrag plötzlich mit einem kräftigen Schluchzschrei ab und erhob sich. Augenblicklich trat die tiefe Ruhe des Erschreckten ein, dann rauschte die Dame des Hauses unter gewinnendem Lächeln auf den Gast zu und meinte, ihm die Hand entgegenstreckend: „Wundervoll, mein lieber Meister — wunderbar! Sie sehen uns alle so erschüttert, daß wir ganz das

Mädchen nach. Um Julia machte sie sich mehr Sorge, als sie sich eingestehen wollte; seit kurzer Zeit war sie so verschlossen, so träumerisch geworden; es war eine Kluft zwischen Mutter und Tochter entstanden, die noch nicht überbrückt war.

„Was mag es nur sein“, flüsterte sie bei sich selbst, als sie sinnend ihr eigenes Zimmer aufsuchte. „Sollte etwa eine geheime Liebe zugrunde liegen? Aber nein!“ wehrte sie energisch ihren frühen Gedanken, „dann würde Julia mir oder dem Bruder davon gesagt haben. Sie hat auch, soviel ich weiß, gar keine Herrenbekanntschaften, aber — plötzlich verfinsterte sich ihre Stirn, „sollte etwa dieser heuchlerische und scheinheilige Harald von Rohden ihre Aufmerksamkeit erwiehen haben? Nein, nein! sie sieht ihn zu selten. Aber Julia ist oft stundenlang vom Hause entfernt, wer kann wissen, ob dieser Schurke ihren Weg nicht kreuzt, und ein junges, unerfahrenes Mädchenherz ist so leicht betört.“

Schon nach wenigen Augenblicken erhellte sich ihr trübes, sorgenreiches Antlitz. „Ich wills Bruno sagen“, dachte sie, erleichtert aufatmend, „er weiß immer guten Rat und ist mir eine unentbehrliche Stütze geworden, vielleicht kann er auch Julia wieder erheitern.“

Durch diesen Gedanken getröstet, verließ sie das Zimmer, um nach ihrer Schutzbefohlenen zu sehen.

Es war bereits spät am Abend, als der junge Arzt von seiner weit ausgedehnten Praxis heimkehrte. Fast ungeduldig trat er bei der Mutter ein und fragte kurz: „Wie geht es ihr?“

„Besser“, versetzte die Mutter mit gedämpfter Stimme, „zuerst war sie sehr erregt und unruhig, aber bald schlief sie doch ein, und hoffentlich tut ihr die Ruhe gut. Julia sitzt in ihrem Zimmer.“

„Das arme, verlassene Kind. Sprach sie von ihrer Zusammenkunft mit dem Großvater?“

„Ja, zweimal sogar. Sie ist sehr verbittert gegen ihn und kann es nicht vergessen, daß ihr viel Leid und Sorge erpart, vielleicht auch das Leben der Mutter erhalten wäre, wenn sich der alte Herr nicht so unversöhnlich gezeigt hätte!“

„Das ist wahr“, gab der junge Arzt zu, „ich wundere mich nicht, daß das Gemüt des armen Kindes so sehr verbittert ist.“

„Fräulein Steinhardt erklärte feierlich, niemals in ihrem Leben die Schwelle des alten Schlosses wieder zu betreten, aber ich hoffe doch, daß die Zeit ihre Gesinnung ändern wird.“

Der Arzt nickte zustimmend, dann sagte er langsam: „Der alte Graf hat allerdings durch seine Härte und Unversöhnlichkeit eine große Schuld auf sich geladen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß er unter dem Einfluß dieses hinterlistigen jungen Rohden steht. Er bewacht seinen Pflegevater auf Schritt und Tritt, denn er weiß recht gut, wie viel für ihn auf dem Spiele steht.“

„Er braucht Elisabeth nicht zu fürchten; sie wird niemals seinen Weg kreuzen.“

„Weiß sie bereits von der schweren Erkrankung des Grafen?“ fragte Bruno nach kurzer Weile.

„Nein, ich sagte kein Wort davon. Das arme Kind hat ohnehin Aufregungen genug gehabt.“

„Das ist recht; wir müssen Elisabeth vorläufig so ruhig wie möglich halten.“

„Das Fest hat doch ein jähes Ende genommen“, seufzte die Mutter, „hast Du heute gehört, wie es im Schlosse steht?“

„Es ist noch keine Veränderung eingetreten. Harald von Rohden und der Arzt sind beständig bei dem Kran-

ken. Ich traf zufällig den alten Freiherrn von Branneden, und er erzählte mir, er sei wiederholt im Schlosse gewesen, aber die Diener hätten strengen Befehl, niemanden in das Krankenzimmer des Grafen zu führen.“

„Ist Hoffnung auf Genesung?“ fragte die Mutter mit sichtlichem Interesse.

„Ich fürchte, sein Zustand ist hoffnungslos. Er wird wohl die Besinnung und die Sprache wiedererlangen, aber dann sind seine Stunden gezählt. Wie ich höre, spricht der junge Rohden schon jetzt ganz zuversichtlich von der nahen Zeit, in der er Schlossherr sein wird. Er weiß zu gut, daß, wenn sein Pflegevater wirklich die Absicht hätte, sein Testament zu ändern, er jetzt kaum die Kraft dazu haben würde.“

„Das ist die größte Ungerechtigkeit, die je existierte“, rief die alte Dame entrüstet. „Das ganze Vermögen müßte von rechtswegen der armen Elisabeth zukommen, aber sie wird keinen Pfennig erhalten, wenn der junge Rohden es hindern kann.“ Dann ließ die alte Dame ihr Stridzeug ruhen, sah bekümmert zu ihrem Sohne auf und sagte langsam: „Bruno, ich fürchte so sehr für unsere Julia. Gähst Du es für möglich, daß Harald von Rohden Einfluß auf ihr junges Herz ausübt? Sie trifft ihn oft in der Stadt in Konzerten, auf musikalischen Soireen und auch bei Frau von Treufels, die selbst sehr musikalisch ist und deren Kinder Julia unterrichtet. Julia selbst hat mir keine Silbe davon gesagt, aber ich fürchte, meine bösen Ahnungen sind nicht grundlos. Hast Du nicht selbst schon bemerkt, wie träumerisch und in Gedanken verloren mein armes Kind in letzter Zeit oft ins Leere schaut? Da kann ich den Gedanken nicht los werden, daß Julia ein Geheimnis vor uns verbirgt.“

Der junge Arzt runzelte die Stirn. „Dieser Gedanke ist mir schon längst gekommen, Mutter“, gestand er offen,

Der Gesundheitszustand der Bergarbeiter.

Der Verwaltungsbericht des Allgemeinen Knappschaftsvereins enthält in seinem Schlußabschnitt allgemein interessierende Mitteilungen über das Gesundheitswesen. Die Gesundheitsverhältnisse des Berichtsjahres werden darin als im Allgemeinen günstig bezeichnet. Die Gesamtzahl der mit Erwerbsunfähigkeit verbundenen Erkrankungen betrug im Jahre 1904 bei einer mittleren Belegschaft von 275 219 Mann 195 598, im Jahre 1905 bei einer mittleren Belegschaft von 269 699 Mann aber nur 169 997. Von den letzteren nahmen 3238 einen tödlichen Ausgang. Während im Jahre 1904 die Erkrankungen der Atmungsorgane an erster Stelle standen, traten sie im Berichtsjahre gegen die Erkrankungen der Verdauungsorgane zurück. Störungen des Magen- und Darmkanals wurden in 19 059 Fällen beobachtet; die Erkrankungen der Atmungsorgane standen mit 18 093 Fällen an zweiter Stelle; dann kommt die Influenza mit 10 355 Fällen. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß diese Zahl nicht identisch ist mit den Erkrankungen, die tatsächlich durch Einwirkung des Influenzabazillus hervorgerufen sind. Es ist anzunehmen, daß in dieser Zahl noch zahlreiche andere Erkrankungen mit einbegriffen sind. Von den einzelnen Monaten des Jahres zeigte der Januar mit 22 410 Krankheitsfällen die höchste, der Februar mit 8335 Fällen die niedrigste Erkrankungsnummer. Man geht wohl nicht fehl, wenn man mit dem Bericht annimmt, daß hier nicht allein die Gesundheitsverhältnisse in Frage kommen, sondern daß die wirtschaftlichen Verhältnisse mitbestimmend gewirkt haben. Im Monat Januar macht sich zweifellos die Einwirkung des Bergarbeiterstreiks geltend. Es ist wohl zweifellos, daß im Januar infolge des Streiks geringe und angebliche Störungen des Wohlbefindens, welche zu anderen Zeiten ein Krankfeiern nicht veranlaßt haben würden, manchen veranlaßt haben, einen Krankenschein zu nehmen, um bei der Arbeitslosigkeit wenigstens durch den Bezug des Krankengeldes den Lebensunterhalt bestreiten zu können. Im Monat Februar traten die umgekehrten Verhältnisse zu Tage. Die Arbeit war überall wieder aufgenommen und es ist anzunehmen, daß in manchen Fällen trotz vorhandener Störungen des Wohlbefindens die Arbeit nicht niedergelegt wurde. Wenn man von diesen beiden Extremen abieht, zeigen die Monate Juni bis September die höchste Erkrankungsnummer mit 14 385, 15 278, 17 341 und 14 863. Die gleichen Monate zeigen auch die höchsten Maximaltemperaturen der Luft, die Ende Mai und Anfangs Juni 31 Grad Celsius betrugen und bis August nicht unter 28 Grad herabsanken. Im September zeigt sich ein Abfall bis 22 Grad. Zugleich sind diese Monate die regenärmsten des ganzen Jahres.

Auf der Suche nach einem Finanzminister.

Die Suche nach Pöds Nachfolger, welche aber bereits zur Zufriedenheit der Agrarier beendet ist, hatte mit der Lage von 1878 so viel Ähnlichkeit, daß es sich lohnt, die Erinnerung an jene Zeit aufzufrischen, wo Bismarck mit Energie und Humor seine auf Minister dressierten Räte „loslieh“. Neun Personen hatte der Reichstanzler nach dem Rücktritt Camphausers für den Ministerposten „geleitet“, als es ihm endlich gelang, einen — Augen zu finden; es war der damalige Oberbürgermeister von Berlin, Arthur Sobrecht. Wie dieser Minister wurde, erzählt v. Tiedemann, Chef der Reichskanzlei, in seinen „Persönlichen Erinnerungen an den Fürsten Bismarck“, wie folgt:

„Ich erhielt von dem Fürsten den Auftrag, mit verschiedenen höheren Beamten wegen Uebernahme des Finanzportefeuilles persönlich zu verhandeln. Alle lehnten ab. Der Fürst setzte sich direkt mit anderen in Verbindung. Der Erfolg war ebenso negativ. Als ich eines Morgens in sein Zimmer trat, gab er mir mehrere Abgabebriefe, die er erhalten hatte und sagte dann, er habe nun das Staatshandbuch von vorne bis hinten durchgesehen, könne aber niemanden mehr finden, dem noch das Finanzministerium anzubieten sei, ausgenommen Stephan; bei diesem wolle er noch heute einen Versuch machen.“ Dann meinte Bismarck scherzend: „Wozu habe ich denn eigentlich einen vortragenden Rat, wenn er mir nicht einmal Minister verschaffen kann... Bis heute abend verlange ich von Ihnen einen Finanzminister, lebendig oder tot.“ Herr v. Tiedemann durchblätterte nun gleichfalls das Staatshandbuch und ging schließlich gegen Mitternacht in sein Stammlokal, wo ihn der Baurat James Sobrecht fragte, warum er so pensiv sei. Herr v. Tiedemann erwiderte, daß er jemanden vergeblich gesucht hätte, und fragte dann, ob ihm dem Gespräch eine andere Meinung zu geben, ob sein Bruder Arthur, der Oberbürgermeister, heute abend noch erscheinen werde. „Dabei schob mir wie ein erleuchtender Blitz der Gedanke durch den Kopf, ob Arthur Sobrecht nicht etwa der Gesuchte, d. h. der neue Finanzminister sein könne.“ In diesem Augenblick wurde Tiedemann aus der Weinstube durch einen Kanzleidiener zu Bismarck geholt: „Als ich in das Schlafzimmer des Fürsten trat, der sich bereits zu entschlafen begonnen hatte, empfing mich dieser mit den Worten: „So, nun hat Stephan auch abgelehnt! Wöter, was macht wi nu.“ Herr v. Tiedemann nannte frühweg Sobrecht. Bismarck antwortete: „Gedacht habe ich an den auch schon; ich glaube aber nicht, daß er annehmen wird.“ Dann fragte er, ob Herr v. Tiedemann mit Sobrecht so genau befreundet sei, daß er ihn noch in dieser Nacht überfallen und fragen könne, ob er Minister werden wolle. Als Tiedemann bejahte, erklärte Bismarck, er werde nicht einschlafen, bis Tiedemann zurückgekehrt sei. Dieser erzählt nun weiter: „Es war nach 1 Uhr nachts, als ich an Sobrechts Wohnung klingelte. Der Diener, der mich kannte, leitete mich mit, daß der Herr Oberbürgermeister noch in Abendgesellschaft sei, aber jeden Augenblick zurückkehren könne. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde erschien Sobrecht

im Bad und weißer Binde. Haltung und Sprache ließen zweifellos erkennen, daß er aus einer fröhlichen Gesellschaft kam. Er war natürlich höchst erstaunt über meine Anwesenheit zu so später Nachtstunde und dies erstaunen wich nicht, als Herr v. Tiedemann ihn möglichst unbefangen fragte, ob er nicht Lust habe, Finanzminister zu werden. Sobrecht meinte zunächst, es handle sich um einen Scherz, als er aber sah, daß es Ernst war, lief er im Zimmer umher und rief hochaufatmend: „Diese Sache könnte einen ja mit einem Male nüchtern machen.“ und schließlich erklärte er: „Wenn ich morgen im Rater noch so denke, wie heute in der Besprechung (er gebrauchte eigentlich einen verberben Ausdruck), so sage ich: Ja.“ Als Tiedemann hierauf zu Bismarck kam, der schon lange im Bett lag, meinte dieser, die sympathische Antwort Sobrechts berechtige zu den günstigsten Erwartungen. So ward Oberbürgermeister Sobrecht im März 1878 Finanzminister. Am 27. Juni 1879 reichte er seine Entlassung ein. Er hatte für den Fürsten Bismarck seine Schuldigkeit getan.“

Knappschaftsweisen und Arbeiterversicherung.

(Unter dieser Rubrik werden alle aus dem Leserkreise zugehenden Anfragen, soweit sie bergmännische Angelegenheiten und Angelegenheiten der allgemeinen Arbeiterversicherung betreffen, prompt und zuverlässig beantwortet. — Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.)

Krankenkassen-Angelegenheit.

Unter dem Merkzeichen J. B. Nr. 52 erhalten wir folgende Anfrage: „Wohin einem Mitgliede der Ortskrankenkasse, das wöchentlich 85 Pfg. Beitrag zahlt, neben der Krankenhauspflanze auch noch ein Krankengeld gewährt werden, wenn das Mitglied unverheiratet ist? Für wieviel Wochen hastet die Gewährung eines sogenannten

Taschengeldes

an unverheiratete Kassenmitglieder im Falle der Krankenhauspflanze gehört nicht zu den gesetzlich vorgeschriebenen Mindestleistungen. Als solche sind im Paragraph 6 des Krankenversicherungsgesetzes vorgeschrieben: 1. vom Beginn der Krankheit ab freie ärztliche Behandlung, Arznei, sowie Brillen, Bruchbänder und ähnliche Heilmittel; 2. im Falle der Erwerbsunfähigkeit vom dritten Tage ab für jeden Arbeitstag ein Krankengeld, endend spätestens mit dem Ablauf der 26. Woche nach dem Beginn der Krankheit. An Stelle dieser Leistungen kann freie Kur und Verpflegung in einem Krankenhaus gewährt werden. Hat der in einem Krankenhaus untergebrachte Angehörige, deren Unterhalt er bisher aus seinem Arbeitsverdienste bestritten hat, so ist nach Paragraph 7 neben der Krankenhauspflanze eine Angehörigenunterstützung zu gewähren. Auf diese Geldunterstützung haben unverheiratete Mitglieder, die keine Angehörige zu unterstützen haben, keinen gesetzlichen Anspruch. Es ist den Ortskrankenkassen aber unbenommen, durch Statut zu bestimmen, daß auch solchen Mitgliedern eine Zulage bis zu einem Viertel des durchschnittlichen Tagelohnes gegeben wird. In Ihrem Falle wird es also auf den Vorlaut der Satzungen Ihrer Ortskrankenkasse ankommen, ob Sie ein Taschengeld beanspruchen können oder nicht. Sieht das Statut ein solches Taschengeld vor, dann ist die Ortskrankenkasse nicht befugt, es Ihnen vorzuenthalten, falls hierfür nicht besondere Gründe vorliegen.

Wettende in Munscheid und zugleich an R. in Baal. Sie sagen, unter vielen Vergleuten sei die Meinung verbreitet, daß die Knappschaft der Stadt Bochum Kapital zu 1 bis 2 Prozent überlassen habe. Diese Meinung ist, wie Sie ganz richtig angenommen haben, irrig. Die bei dem Allgemeinen Knappschaftsverein untergebrachte Anleihe der Stadt Bochum wird, wie aus der Vermögensübersicht des Knappschaftsvereins ersichtlich ist, mit 3 1/2 Prozent verzinst. Alles andere ist müßiges Gerede.

G. in Baal. In der höchsten Lohnklasse beträgt der Krankentassenbeitrag 72 Pfg.

Feier in Söndrop. Der Antrag ist an den Knappschaftsältesten zu richten. Das Gewerbeamt hat mit den knappschaftlichen Ansprüchen nichts zu schaffen. Es entscheidet lediglich in Streitfragen, die sich aus dem Lohn- oder Arbeitsverhältnis ergeben.

Nach Hiddinghausen. Eine Abfindung kann nur solchen Knappschaftsmitgliedern und Witwen zugebilligt werden, die ihren Wohnsitz dauernd außerhalb des Deutschen Reiches verlegen.

Otto S. in Weitmar. Die rückständigen Beiträge des Verstorbenen können von der Witwenrente in Abzug gebracht werden.

Mutterliebe.

Novellette von Paul Blß.

(Nachdruck verboten.)

Weit draußen im Norden Berlins, wo die Straßen noch keinen Namen haben, sondern mit Zahlen bezeichnet sind, dort war's, wo zwei freudestrahlende Kinder fröhlich in der hellen Sommerrag hineinjubelten. Aus den großen, dunklen, von dichten Brauen beschatteten Augen des Knaben blühte es hervor wie ein unaussprechliches Glück, während die lichtblauen Augenferne des kleinen Mädchens in neugieriger Lust und pridelnder Ungeduld funkelten. Sollten sie doch heute hinauskommen ins Freie auf blumenduftende Wiesen, in den frischen grünen Wald, wo auf dem versteckt liegenden See viel große weiße Wasserrosen träumten — o, die Mutter hatte ihnen schon lange davon erzählt — so lange! Und nun, nun endlich sollte es wahr werden.

Es waren zwei schmucke Kinderchen, für ihr Alter groß und stark genug, und wenn nicht die blasser Gesichtsfarbe und die tiefstehenden Augen an die schlechte Luft der Berliner Mietskasernen erinnerten hätten, wahrhaftig, man hätte meinen können, sie seien in irgend einem einsamen Dorfchen der Mark so prächtig herangewachsen.

Das kleine Mädchen stand schon fix und fertig da in seinem Sonntagspuz, den die unermüdete Mutter erst in der letzten Nacht fertiggestellt hatte. Der Knabe aber war noch beim Ankleiden. Die eifrigen Hände der praktischen Mutter hatten noch hier und da zu ordnen und zu nähen, so daß es dem ungeduldigen harrenden Vordchen schon viel zu lange gewährt haben mochte, bis endlich auch er in seinem blau- und weißgestreiften Matrosenanzug fertig da stand.

Nun ja, nun kann's fortgehen. Und hell aufzulebend stürmten die Ueberglücklichen in dem kleinen Zimmer umher, um den großen Tisch herum, über Tisch und Stühle

hinweg, immer drauf los — wähten sie sich doch schon in dem großen Park des Onkels Oberförster.

Da oben die Blattpflanzen am Fenster wurden ihnen zu schlanken Tannen, zu hohen zitternden Farnkräutern die getrockneten Gräser; in dem dichtbestellten Blumenbrett sahen sie die bunte, blumige Wiese, und das Liedchen des kleinen Kanarienvogels ließ einen vielstimmigen Gesang in ihren Ohren erklingen. Der ausgestopfte Hund und das große Wiegenpferd, die beiden treuen Spielgefährten, wurden größer und größer, atmeten Leben, wirkliches Leben. Ja, sogar die Figuren auf den Konsolen wurden lebendig. Da stieg ein wirklicher Elf aus der traumumfängenen Nische, und der neckische Kobold hauchte wahrhaftig nach dem leicht beschwingten, bunten Falter. O, ihr glücklichen Kinderträume!

Lächelnd ließ sie die Mutter gewähren. In den großen Sorgenstahl war sie hinabgesunken und sah voll stiller Freude wehmützig auf die ungebundene Jugendluft.

Was für ein Unterschied zwischen diesen kraftfrohen Kindern und der bleichen, zarten Frau! Die eingefallenen Wangen waren so durchsichtig wie die zarten, blutlosen Finger, und so schlant und leicht war die zierliche Gestalt, daß sie leise, kaum hörbar in dem hellen, lichten Gewand einhergeschwebte. Aus den gramverzebrten Zügen aber und den in nervöser Unruhe funkelnden Augen war es zu lesen, daß sie viel erduldet hatte im Leben.

O, und was alles! Jetzt, da sie die beiden Kleinen in so heiterer Sorglosigkeit vor sich sah, jetzt fiel ihr alles Durchlebte wieder ein. Noch einmal rang sie mit dem furchtbaren Vorhaben, noch einmal ließ sie alles an sich vorübergehen: Ob es nicht doch besser werden könnte? Dann aber — mit einer Entschlossenheit, wie man sie in dieser zarten Gestalt nicht vermutet hätte — wies sie alles zurück, alles! Es mußte geschehen, es war am besten so.

Und nun war es Zeit zum Gehen. Die wenigen Gaben des Reisegepäcks wurden bald zusammengelegt, und dann ging man die Treppen hinunter. Unterwegs jubelten die Kleinen ihr lustiges „Adieu!“ noch schnell in die Türen der Nachbarn hinein, unten im Erdgeschoß noch einen letzten Gruß an den Wöhrner, und dann kam man auf die Straße und fort ging's zum Bahnhof.

Der Bahnsteig bot daselbe bunte Bild, das die Bahnbeamten jedesmal beim Beginn der großen Ferien zu sehen gewohnt waren: jubelnde Kinder an der Hand sorgsam um sich blinder Mütter, ein Winken, Hergen, Küssen, Abschiednehmen, Kinder, wohin man auch sah, gepulste und heiter lachende Kinder. Abseits von dem bunten Gewühl stand die junge, bleiche Frau und herzte und küßte ihre beiden Lieblinge. Wieder und immer wieder drückte sie die ungeduldig sich sträubenden Gesichter an ihr pochendes Herz, bedeckte mit heißen Küßchen Wangen, Mund und Stirn der Kleinen und war unermüdet im Erfinden tausend zärtlicher Koseworte. Fast erlauchten die beiden Kinder über diesen gar zu herzlichen Abschied — sie würden doch ganz gewiß zurückkommen zu ihrem lieben Mütterchen. Würden sie? Ach, wie es die arme Frau traf, dies Wort der unschuldigen Sorglosigkeit!

Nun ertönte das letzte Glockenzeichen. Schnell einfliegen! Noch ein Kuß, noch einen und dann hinein! Die Türen wurden zugeworfen — sie waren getrennt. Da erschienen die beiden Köpfe noch einmal am Fenster. Schnell sprang die bleiche Frau auf das Trittbrett, um noch einen letzten Gruß zu erhaschen — einen letzten. Aber der Schaffner kam hinzu und schob die Frau herunter, denn schon setzte sich der Zug in Bewegung. Unbarmherziger Mann! Und nun wehten die Tücher, die Mützen wurden geschwenkt, und aus hundert Reihen erhellte das letzte Lebenswohl. Auch die beiden Kleinen reckten sich in die Höhe und lugten aus dem Fenster, aber vergebens — die Mutter sahen sie nicht mehr, denn sie war in den Wartesaal getreten, um einen Ohnmachtsanfall vorübergehen zu lassen. Aber sie nahm als ihre Kraft zusammen, und so kam sie auch nach Hause.

Und es ging wirklich. Sie kam die Treppen ganz allein hinauf und fand auch die Kraft noch, ihre Tür aufzuschließen. Dann aber, als sie im Zimmer war, ringsum auf die alte Möbel blickte und es ihr wieder einfiel, daß sie nun fort waren, ihre Lieben, fort, fort — für immer! Da sank sie auf dem verbliebenen Sofa zusammen.

Ihr gegenüber hing der einzige Schmuck des Zimmers eines Mannes Bildnis, und auf dies richtete sie den Blick, als sie die Augen wieder aufschlug.

Es waren männlich ernste, schöne Züge. Das war ihr Mann gewesen, der Vater ihrer beiden Lieblinge. Ach, wenn er noch lebte! Nach seinem Seingang hatte sie den Kampf mit der Not mutig aufgenommen. Aber nach wenigen Jahren war ihre Kraft erlahmt, ihre Mittel waren erschöpft. Sie mußte keine Rettung mehr, keinen Ausweg als nur den einen, den sie monatelang überdacht und zu dem sie sich nun entschlossen hatte. All ihr Bestreben ging nur darauf, wenigstens die Kinder vor dem furchtbaren Kampf ums Dasein zu schützen. Und endlich war ihr dies gelungen. Ein Verwandter ihres Mannes, der keine Kinder hatte und mit seiner lieben Gattin still und zurückgezogen lebte, wollte ihre beiden Kleinen bei sich aufnehmen und sie als eigene Kinder erziehen.

Als sie damals den Brief erhalten hatte, atmete sie auf. Zwar mußte sie noch einen entsetzlichen Kampf durchmachen, ehe sie sich dazu entschließen konnte, ihre Kinder wegzugeben. Tage und Nächte hindurch weinte und grämte sie sich heimlich und trug sich immer noch mit Erwägungen und Hoffnungen, aber das Endergebnis all dieser Träume war doch immer und immer wieder nur gewesen: Nein, es geht nicht anders, es geht bei Gott nicht anders! —

Und nun waren sie fort, wirklich fort; nun war sie allein, ganz allein.

Dem heißen Julitag war ein prachtvoller Abend gefolgt. Ein fernes Wetterleuchten hatte die Luft bedeutend abgekühlt, so daß man nun endlich die langersehnte Erholung finden konnte.

Die junge Frau hatte einen leichten Mantel umgeworfen, die Tür verriegelt und war dann gegangen. Durch die langen Straßen eilte sie nun, als ob sie von jemand verfolgt würde, weiter, immer weiter. Endlich, endlich hatte sie den Tiergarten erreicht. In den dichtbelegten Bänken huschte sie vorüber auf den Weg, der nach Schloß Bellevue führt. Dort war dieser Weg — dort!

Auf eine Bank ließ sie sich nieder. Sie wollte warten, bis es Nacht wurde, und die Leute nach Hause gegangen waren.

Und lange, lange mußte sie warten, aber jetzt war sie geduldet, nun hatte sie keine Eile mehr.

Es war ganz still. Mitternacht mußte längst vorüber sein; da, auf einmal, verschwand der Mond hinter einer Wolke, — das war günstig. Schnell sprang sie auf und lief behend über den Fahrdamm. Drüben verschwand sie zwischen dem grünen Gesträuch. Unten floß ruhig, gleichmäßig der Fluß.

Da werden unten auf einmal die Weiden auseinandergebrochen, und ein bleiches Antlitz mit dunkelglühenden Augen schaut hervor. Niemand zu sehen. Schnell wirft sie den Mantel ab — ein kurzer Sprung nur — da! — sie war schon bereit, ihn zu wagen — fliegt plötzlich etwas vor ihr auf. Sie schreckt zusammen, hemmt den Schritt und blickt wie gebannt auf eine Stelle. Zwei kleine Spagen waren es, die sie aufgeföhrt hatte. Die Tierchen umkreisen ängstlich flatternd einigemal ihr Nestchen und fliegen dann auf. Und nun sah die blasse, zitternde Frau, wie aus der kleinen Bruststätte zwei gierliche, junge Vögelchen die winzigen Kräfte hervorreckten, wie sie die kleinen Schnäbel weit aufsperrten und nach den beiden aufgeflogenen Ästen zwitscherten, die sie so hilflos und einsam hingelassen hatten. Und plötzlich, urplötzlich erscheint vor ihren sinnenden Augen ein anderes Bild. Ein Bild, so angsterregend, daß ihr fast der Atem stillsteht. Sie, auch sie war ja so eine unbarmherzige Mutter! — O Gott! Und nun überkommt sie eine tiefe Scham, daß sie fühlt, wie ihr das Blut in die Höhe steigt. Aber ist es denn möglich? Sie, sie hatte den Gedanken fassen können, von ihren Kindern gehen zu wollen, — diese bei fremden Leuten allein zu lassen? Ihr eigen Fleisch und Blut? O, wie elend, wie elend und krank mußte sie doch gewesen sein, als sie solchen Plan hatte fassen können!

Aber Gott sei Dank, noch ist es Zeit. Sie will nicht krank sein, sie darf nicht, nein! Und schnell flieht sie von dieser Entsetzen erregenden Stelle — sie klettert schnell an der Uferböschung empor, sie fühlt wieder festen Boden unter den Füßen, und dann ist sie oben auf dem Fahrweg.

Und nun zurück nach Hause.

Leben muß sie für ihre Kinder muß sie leben! Das gibt ihr die Kraft wieder, ihr schweres Schicksal zu ertragen.

Versuche zur Wiederbelebung des Kohlenbergbaus südlich der Ruhr.

In einem Gutachten der Kgl. Eisenbahndirektion Essen über die projektierte Verbindungsbahn Witten-Barmen-Barmen war behauptet worden, daß in dem Gebiete, welches die Bahn durchqueren wird, kein lohnender Bergbau mehr möglich sei, ja, daß die dort anstehenden Kohlenmassen minderwertig seien. Der Verkehrsverein Witten hat im Laufe des vergangenen Sommers Erhebungen der sämtlichen Repräsentanten der in Frage kommenden Grubenfelder — über 30 an der Zahl — deren Erschließung durch den Bergbau zu erhoffen ist, darüber angestellt, was von dem Kohlenbergbau südlich der Ruhr noch zu erwarten ist. Diese Erhebungen haben das gerade Gegenteil von dem ergeben, was behauptet wird. Von interessierter Seite wird geschrieben: „Die projektierte Eisenbahnlinie Witten-Barmen-Barmen-Haßlinghausen-Barmen würde einen Bezirk durchschneiden, in welchem noch größere Kohlenmengen anstehen, die bisher der Ausbeutung vergebens geharrt haben. Die Grubenfelder sind dort meistens schon Anfang des achtzehnten Jahrhunderts belehnt, und gab es damals nur Längensfelder, die in späterer Zeit war durch kleinere Geviertfelder überdeckt worden, jedoch aber immerhin in diesem Geviertfeld noch mehrere Gewerkschaften bestanden. Nimmt man hinzu, daß die damaligen alten 128teiligen Gewerkschaften noch weiter teilbar waren und durch Erbschaftsübergang in die allerkleinsten Teile zerfallen sind, so kann man sich denken, daß an eine Inbetriebnahme von Gruben zumal bei den jetzigen mangelhaften Verkehrsverhältnissen wohl schwerlich gedacht wird. Die Gewerkschaften sind aber nicht aufzufinden und Repräsentanten sind teilweise nicht vorhanden. Kommen durch einen solchen Mangel Verkehrswege, dann finden die Gewerkschaften schon Mittel und Wege zur Konsolidierung und zur Gründung größerer Gesellschaften, um ihre Berechtigung durch Inbetriebnahme nutzbar zu machen. Die Flözpartie um Witten und Haßlinghausen herum besteht aus Wagerkohlen. Die Flöze sind durch früheren Stollenbetrieb als abbaufähig bekannt; auch ist wohl zu beachten, daß der Bergbau immer mehr nach Norden schreitet und dort die Wagerkohle der allzu großen Tiefe wegen nur mit größeren Kosten gebau werden kann. Die Ruhrgegend, die heute Wagerkohlen bauen, gehen in absehbarer Zeit ihrem Ende entgegen. Wagerkohlen sind jedoch unentbehrlich. Die Ausläufer der Haßlinghauser Reviers auf Wiederbelebung seines Bergbaues sind daher nicht ungünstig. Die Kohlen in diesem Revier sind auch mit Nutzen zu bauen wegen der geringen Tiefe von durchschnittlich 200 Metern, während die meisten Schächte im Norden ungefähr die vierfache Tiefe nötig haben, um zu derselben Wagerkohle zu gelangen. Was nun im besonderen die Gruben Wengern und Sebatopol anbetrifft, deren Repräsentant ich bin, so habe ich eine Berechnung des Kohlenquantums der bauwürdigen Flöze durch einen Marktscheider anstellen lassen. Die beiden Gruben verfügen mit der marktscheidenden Grube Malatoff über 2.000.000 Tonnen Kohlen, das ist bei einer täglichen Förderung von 150 Tonnen Kohlen für 45 Jahre ausreichend. Durch Konsolidierung mit einigen Nachbarfeldern könnte sich das Quantum verdoppeln.“

Da durch die Stilllegung der Zeche ver. Sommerhäuser-Tiefbau, die Gefahr nahe rückt, daß eine Abwanderung der Bergleute des Bezirks erfolgt, so beschloß der Verkehrsverein dortselbst in seiner Hauptversammlung vom 2. cr. einstimmig, den Eisenbahnminister in einer Eingabe um die Anordnung der Vorarbeiten für den Bau dieser wichtigen Verbindungsbahn zu bitten. Für den Bahnbau haben sich auch die drei in Frage kommenden Handelskammern von Bochum, Barmen und Barmen ausgesprochen.

Allerlei.

Die Photographie als Verräterin. Einem jungen Mädchen in Holzwinden a. Weser waren drei Ringe entwendet worden. Trotz allem Nachforschen konnte keine Spur davon entdeckt werden. Da sah sie in einem Schaufenster die Photographie einer Bekannten und an deren Fingern die vermischten Ringe. Eine bei der ungetreuen Freundin vorgenommene Hausdurchsuchung förderte die Ringe denn auch zutage.

Ein Dompteur von einem Bären angefallen. Die letzte Vorstellung im Schumanntheater in Frankfurt a. M. hatte beinahe einen jähen Abbruch erhalten. Kurz bevor die Bärengruppe des Hr. Ubers, die in Frankfurt a. M. ihr erstes Debüt geben sollte, auftreten sollte, begab sich der Dompteur noch einmal in den Zwinger. Raum hatte er ihn betreten, so stürzte sich der größte der Bären auf den Wädiger und hatte ihn zerfleischt, wenn nicht die Burschen und die Stallleute den Mann nach vieler Mühe von dem Bären befreit hätten. Der Bär wurde auf der Stelle er-

schossen. Es stellte sich heraus, daß er seit längerer Zeit an Lohsucht litt.

Fulda will Badestadt werden. Aus Bürgerkreisen wurden 30.000 M. gezeichnet zur Vornahme von Bohrungen nach Mineralwasserquellen, deren Vorhandensein vermutet wird.

Im Streite niedergestochen. Auf dem Heimwege von Göpping nach Lautenbach traf der Maurer Krause den Dienstknecht Häring und geriet mit diesem aus geringfügigem Anlaß in Wortwechsel. Im Verlaufe des Streites zog Krause sein Taschenmesser und brachte dem Häring eine mehrere Zentimeter tiefe Wunde am Halse bei, so daß der Betroffene blutüberströmt und bewußtlos zusammenbrach. Wohl war sofort ärztliche Hilfe zur Stelle, jedoch der Zustand des H. ist lebensgefährlich. Der rohe Täter kam zur Haft.

Die Prämie der Völkerschlagdenkmale-Lotterie in Höhe von 75.000 Mark fiel in die Kollektion des Kaufmanns Thum in Radeberg. Fortuna hat hier ausnahmsweise gut gewährt und das Glück zwei durchaus bedürftigen Familien zuteil werden lassen, nämlich eines Glasfiederegehilfen und einem Kutscher.

Bauernhochzeit. In Reguhen wurde die Hochzeit des Gutsbesizers Brusse gefeiert. Der Brautvater mußte für die 240 erschienenen Hochzeitsgäste einen — Sonderzug bestellen.

Eine Eifersuchtstragödie. In Magdeburg erschloß der 25jährige Instrumentenmacher Schreiner die 38jährige Witwe Preisig, die Mutter von vier Kindern ist, aus Eifersucht. Dann erschloß er sich selbst.

Ein grausiger Vorfall hat sich in Breslau ereignet. Auf dem Polizeiamt wurde der Tod einer 76jährigen Witwe angezeigt, die am Donnerstag verstorben sein soll. Beim Befund stellte es sich heraus, daß der Kopf der Verstorbenen bis auf den Halswirbel verhöhlt war. Die Tat — ob ein Mord vorliegt, ist noch ungewiß — ist von der Tochter der Verstorbenen im Wahnsinn begangen worden.

Der älteste deutsche Kriegsteilnehmer ist in Gläddstadt in der Person des pensionierten Schulbells Westphal verstorben. W., der ein Alter von 98 Jahren erreichte, war, wie eine vor einigen Jahren durchgeführte amtliche Ermittlung ergab, der älteste Kriegsteilnehmer im ganzen Deutschen Reich. Der Verstorbene hat 23 Jahre aktiv gedient und als Sergeant und Feldwebel den Schleswig-Holsteinischen Krieg 1848/51 mitgemacht. Nachher stand er als capitain d'armes in dänischen Diensten, bis er beim Königl. Gymnasium zu Gläddstadt die Stellung eines Pells übernahm.

Jugendlicher Lebensretter. Der Schulknaabe Willy Häfner in Unterhans hat zur Belohnung für die mit Mut und nicht ohne eigene Lebensgefahr bewirkte Errettung eines Schulknaaben vom Tode des Ertrinkens aus der Elster eine silberne Uhr mit Gravierung und ein Geldgeschenk von 10 Mark erhalten.

Reiches Vermächtnis. Ein kürzlich verstorbenes Fr. Kolbenach hat ihrer Vaterstadt Heringen a. Helme 100.000 Mark lektwillig mit der Bestimmung vermach, daß in ihrem Hause ein Heim für würdige und bedürftige Witwen und Waisen eingerichtet wird.

Verhafteter Kindesmörder. Am Sonnabend erschien bei der Hamburger Polizeibehörde der Händler Hugo Dävels aus Uzburg bei Rastenburg und ersuchte um seine Verhaftung wegen Kindesmordes. Er gab an, vor zwei Jahren in Uzburg sein 13 Jahre altes Kind mit Phosphor vergiftet zu haben. Er erzählte, er habe in die Milch, die er dem Kinde zu trinken gegeben habe, Phosphor gemengt. Nach kurzer Zeit sei das Kind unter Schreien gestorben. Das Gewissen lasse ihm keine Ruhe mehr, so daß er beschloßen habe, sich selbst der Behörde zu stellen. Schon dreimal hat er in Hamburg Selbstmordversuche gemacht, einmal sprang er auf der Mitter von einem Dampfer, das zweitemal stürzte er sich von einer Brücke, und das drittemal warf er sich vor einen Eisenbahnzug.

Eine gekohlene Schafherde. In Ebenhausen bei München ist einem Bauern eine Schafherde von 130 Stück vom Schäfer mit einem regelrecht erworbenen Wandschein außer Landes geführt und dort verkauft worden.

Ein ungetreuer Briefträger hat in München einen Wertbrief unterschlagen und die beiden darin enthaltenen, von einer Bank in Chicago auf die Münchener Filiale der Deutschen Bank gezogene Schecks über 15.000 M. bei der Bank präsentiert. Dort schöpfe man Verdacht und ließ ihn wiederkommen. Bei der zweiten Präsentation wurde er verhaftet.

Die Rache der Köchin. Eine ebenso heitere wie nachdenkliche Geschichte erzählt die „Wochenzeitung“ aus den Niederlanden: „In Löwen hatte eine Familie die Vornehmen der Stadt zu einem Essen geladen. Alle waren erschienen. Das Essen war vorzüglich, namentlich die Ochsenzungen-Suppe hatte ausgezeichnet geschmeckt. Beim Anblick lieblich duftender Schnepfen wurde ein bekannter Parlamentarier von wirklicher Begeisterung ergriffen und feierte die Hausfrau in dichterischen Worten. Plötzlich aber stockte der Redefluß. Er wurde bald rot, bald blaß und stürzte schließlich auf den Hausherrn los, dem er einige Worte ins Ohr flüsterte. Dieser lächelte verständnisvoll und geleitete ihn zur Tür hinaus. Im selben Augenblick wurde der Frau des Hauses die soeben von ihrem blaffen Antlitz einige Schweißtropfen abgewischt hatte, von zwei Tischgenossinnen eine sehr verschwiegene Mitteilung gemacht, worauf sich alle drei schleunigst entfernten. Dieses Verschwinden schien auf die übrigen Tischgenossen anstehend zu wirken, denn plötzlich stürzten alle dem Ausgang zu. Die Austritte, die nun folgten, lassen sich nicht beschreiben. Jeder kann sich selbst eine Vorstellung davon machen, wenn er bedenkt, daß die Köchin, der zum 1. November gefündigt worden war, eine starke Gabe Jalape (bekannt als Purgierwurzel, schwarzer Rhabarber) in die Suppe geschüttet hatte. Das Gericht hat die Uebeltäterin streng verurteilt.“

Vorausichtlich wird sie einen tüchtigen Denzettel erhalten; denn der höchste Gerichtsbeamte selbst hat von der Jalape gemacht ...

Ein wahnsinnig gewordener Straßenbahnführer trägt die Schuld an einem Zusammenstoß zweier Straßenbahnwagen, der sich bei Bagnolet, einem Vorort von Paris, ereignete, und bei dem 15 Passagiere schwer verletzt wurden. Louis Gougnon, der plötzlich in geistige Unmacht verfiel, führte seinen Wagen, ohne anzuhalten, von der Place de la Concorde in schärfstem Tempo durch die belebtesten Straßen der Stadt, bis er die Außenbezirke erreichte. In der Rue de Chateaux wird die Straße eingeleitet. Gougnon jedoch achtete nicht darauf und fuhr auf einen ihm entgegenkommenden Wagen mit voller Gewalt auf. Der Zusammenstoß war furchtbar. Die Passagiere beider Wagen erlitten schwere Verletzungen und mußten in den Apotheken der Nachbarschaft verbunden werden. Gougnon wurde sofort verhaftet, und die polizeiliche Untersuchung ergab, daß der Mann seit dem vor einigen Monaten erfolgten Tode seines einzigen Kindes an Halluzinationen leidet, unter deren Einwirkung er sich befand, als er mit seinem Wagen durch die Straßen von Paris jagte.

Ueber die Alpen im Ballon. Ueber den Flug der Luftschiffer Ull und Crespi über die Alpen wird dem „Herald“ aus Mailand berichtet: Die Luftschiffer, die am Sonntag morgen mit dem Ballon „Mailand“ von der Ausstellung aufgeblieben waren, sind am Mittag nach einer Fahrt von vier Stunden fünf Minuten bei Aix-les-Bains gelandet. Ihre Absicht war, den schon von mehreren anderen Luftschiffern gemachten Versuch, die Alpen zu überschreiten, zu wiederholen; während keiner ihrer Vorgänger Erfolg hatte, haben sie ihr Ziel erreicht. Sie hatten sich zu diesem Zweck mit Sauerstoffbehältern und flüssigem Ballast versehen. Nach einer Stunde hatten sie eine Höhe von 4900 Meter erreicht, und das Thermometer zeigte zehn Grad unter Null. Als sie über 5000 Meter hoch geflogen waren, nahmen sie ihren Sauerstoffvorrat zu Hilfe. In diesem Augenblick zerbrach die Glasröhre, und die Luftschiffer legten den Mund an die Pumpe und atmeten das Gas direkt. Unter der Kälte hatten sie bei ihrer warmen Kleidung nicht allzu sehr zu leiden. Vom starken Südwind getrieben, erreichten sie bald den Monte Rosa. Nach zwei Stunden war der Ballon 8800 Meter hoch und die Temperatur auf 34 Grad unter Null gefallen. Der Puls hatte 122 Schläge, und die Atmung war nur mit Hilfe des Sauerstoffes möglich, aber die Alpen waren überschritten. Vor den Augen der kühnen Luftschiffer breitete sich ein grandioses Panorama mit Schnee- und Eisfeldern, die in der Sonne glitzerten, aus. Die Schnelligkeit des Ballons war 100 Kilometer in der Stunde. Die Hiere wurde in einer Höhe von 5350 Metern überflogen; dann erschienen der Lac du Bourget und Aix-les-Bains vor ihnen, und sie bewirkten die Landung.

Während des Sturmes, der Samstag Teile von Alabama, Mississippi und Tennessee (Nordamerika) heimsuchte, sind acht Personen ums Leben gekommen und eine große Anzahl verletzt. Viel Eigentum und die Saaten haben schweren Schaden gelitten. Viele Häuser sind vom Erdboden verschwunden oder teilweise zerstört. Einige Teile des Landes sind überschwemmt; die Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen sind vielfach zerstört. Es ist möglich, daß die Zahl der Todesfälle sich später noch als größer herausstellen wird.

Eine Feuersbrunst zerstörte nachts ein Wohnhaus in London. Drei Frauen, die im Schlafe von den Flammen überrascht wurden, kamen um, eine dritte sprang aus dem zweiten Stockwerk auf die Straße und zog sich tödliche Verletzungen zu.

Die Erbschaft des Selbstmörders. Im Februar beging in London ein bekannter Börsenmann deutscher Abkunft, ein gewisser Ernst Schwabacher, Selbstmord, da er sich finanziellen Schwierigkeiten gegenüber sah, aus denen ihm ein Ausweg nicht möglich erschien. Er hatte sich in Spekulationen in südafrikanischen Mineralwerten eingelassen, die unheilvoll für ihn ausklangen. Als jedoch dieser Tage sein Aktienbesitz versteigert wurde, ergab sich das staunenswerte Resultat, daß für seine Granderaktien der Waal River Diamond Company, die einen Nennwert von einem Pfund hatten, bis zu 6500 Pfund pro Stück gezahlt wurden. Wenn Schwabacher heute leben würde, wäre er Herr eines Vermögens von über 15 Millionen Mark.

Tod durch wilde Tiere und Schlangen. Die Zahl der während des letzten Verwaltungsjahres im Indischen Reich durch wilde Tiere und Schlangen ums Leben gekommenen Menschen ist eine recht erhebliche. Nach einer soeben erschienenen Publikation der indischen Regierung wurden 2054 Menschen durch wilde Tiere getötet und 21797 durch Schlangenbisse. Andererseits wurden 16915 wilde Tiere und 64117 Schlangen durch den Menschen vernichtet.

Eine Sechssprachen-Kirche dürfte die neueste architektonische Sensation sein, die Newyork sich leistet. Der Grundstein zu der Cathedral St. John the Divine, die in einem Jahr vollendet sein soll, wurde bereits im Jahre 1892, nach rasch erfolgter Aufbringung des 10 Mill. Dollar betragenden Baufonds, gelegt. Hoch oben auf einem der östlichen Hügel Newyorks thronend, wird das Gebäude eine Gesamtlänge von 520 Fuß aufweisen. Den östlichen Teil des Gebäudes bilden sechs, rund um die Hauptkapelle, Belmont-Chapel genannt, liegende kleinere Kapellen, in denen som- und festlich gleichzeitig in sechs verschiedenen Sprachen der Gottesdienst abgehalten werden soll.

Schlechtes Gewissen. Sie: „Aber Karl, willst du denn den Wein nicht wenigstens mal probieren, den dir der Vetter zum Geburtstag geschenkt hat?“ — Er: „Werd mich hüten! Das ist doch ein Gegengeschenk für die Zigarren, die er zu Weihnachten von mir bekommen hat!“

Unsere Diensthöten. Frau: „Verstehen Sie auch keine Wäsche zu plätten?“ — Dienstmädchen: „Nein, ich kann Ihnen aber die Adresse meiner Wäscheplättin geben, wo ich mir meine Wäsche plätten und käufeln lasse.“

Bestenfalls dieser seine Wäsche, bereite, sie mit alter Kraft aus dem Alter des Schattens zu gebrauchen. Spät erst ging er auf sein Zimmer. Er wollte in noch Stunden ausruhen, dann schneit noch einmal ein.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

1906

Battingen, 22. November.

M. 47.

Uebertrumpft.

Detectiv-Roman von M. Walter.

Korrigierung.

„Ich möchte Sie meinen Freunde vorstellen“, sagte Stuart zu Ferrars, während sie seiner Wohnung aufsuchten. „Er wird sich über diese Bekanntschaft mehr freuen, als wenn er zum Präsidenten berufen würde.“

„Wer ist Ihr Freund?“

„Rob Soehn, der Schwager aller Kalkschmiedgarben, die er wie kein anderer aufzuspielen versteht.“

„D, ich habe schon viel Kalkschmiedes von ihm gehört“, warf Ferrars ein.

„Und ich glaube, Sie haben sich schon gegenseitig gesehen, ohne es zu ahnen.“

„Aun, wenn ich nicht irre, sagen Sie Beide denselben Namen.“

Ferrars zog die Augenbrauen in die Höhe. „Meinen Sie den Mann, den Sie vorher so schön abgetrumpft haben?“

„Denselben.“

„Sie scheinen ihm nicht gewogen zu sein.“

„Einem solchen Schurken? Gewiss nicht.“

„So kennen Sie ihn?“

„Mehr als genügend“, nickte Stuart. „Es tut mir nur leid, daß ich Sie für den Augenblick von seiner Spur abgebracht habe, doch einetel — entgegen wird er uns nicht.“

„Ich bin ihm von England her nachgefolgt“, erklärte Ferrars. „Nicht eigentlich seinem wegen. Er soll mir nur als Mittel zum Zweck dienen, d. h. ich hoffe, durch ihn andere zu finden.“

„Wenn mich nicht alles trügt, sind Sie auf der Suche nach zwei Frauen“, bemerkte Stuart.

Ferrars warf ihm einen forschenden Blick zu. „Wie kommen Sie auf diese Vermutung?“ fragte er überrascht.

„Auf sehr einfache Weise“, lachte Stuart. „Ich weiß so viel von Bradwardine und seinem Tun und Treiben, daß ich mir daraus allerlei Schlüsse zu ziehen vermag.“

„So ist Ihnen auch der Grund seines Stiefvaters bekannt?“

„Ja.“

„Dann wissen Sie ebenfalls, weshalb ich hier bin.“

„Handelt es sich um eine Frau?“

„Allerdings.“

„Aun, so können wir gemeinschaftlich arbeiten“, rief Stuart lebhaft aus, „denn allem Anscheine nach suchen wir beide dieselbe Frau.“

18. Kapitel.

Drei Kollegen.

Als die beiden Herren das Zimmer des Detectivs betraten, fanden sie es mit Zigarrenrauch erfüllt, hinter dessen

Besten sagte dieser seine Waise, bereit, sie mit aller Kraft zur Abwehr des Schurken zu gebrauchen, sobald dieser sich nur an dem Bett bemerkbar machen würde. In solch einer aufregenden Situation war Dy doch noch nicht gewesen.

Der Kerl schien immer noch mitten im Zimmer zu stehen, um sich erst zu vergewissern, ob Dy fest schlief. Dieser suchte in der undurchdringlichen Finsternis wenigstens die Umrisse des unheimlichen Besuchers zu erfassen. Alles vergebens.

Mit einem eisernen Griff wurden plötzlich Ds Röhre umklammert und in die Kopfschläfen gedrückt. Im selben Augenblick schlug Dy mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft auf seinen Ergreifer ein und traf dessen über Ds Däse gebeugten Kopf. Nur ein dumpfer Schrei, ein unsicheres Gurren an den Wänden des Detectivs und dumpf fiel ein schwerer Körper zu Boden.

In feierlicher Erregung sprang Dy im großen Bogen aus dem Bett heraus und riß dabei einen Stuhl und den Nachtschrank um, die polternd aufschlugen. Dy tastete bis an die Tür. Gott sei Dank, sie war offen. Gellend drangen seine Hilferufe über den Korridor, bis sich die verschlossenen Türen öffneten, aus denen die schrecklichen Gestalten der so jäh aus dem Schlaf gestörten Reisenden sichtbar wurden und mit ihnen auch das Hotelpersonal herbeieilte.

Schleunigst wurde Dy'st gemacht. Vor dem Bette lag blutbesprenkelt wirklicher Mörder, der Geschäftsführer des Hotels.

„Nicht und Polizei waren halb herbeigeholt. Minac kam unter den Händen des Arztes wieder zur Besinnung. Er war jedoch schwer verletzt. Die scharfe Kante des Stiefelschneides hatte die Schädeldede fast gespalten.“

Minac war tatsächlich der unheimliche Geselle, der seit Wochen der Schrecken von ganz London gewesen. Er gestand seine Untaten ein, bevor er starb. Die Gerechtigkeit reichte zu werden, war die Trübsal, die den in brillanter Stellung befindlichen Mann, auf die Bahn des Verbrechens getrieben. Dy hat er als seinen Verfolger und natürlichen Feind unerschrocken machen wollen, als er Minac sozusagen in die Fänge lief. Wie durch ein Wunder nur war Dy den Mördern entkommen.

Jetzt erst dachte Dy wieder an sein junges Weib. War es möglich? Er war dem sicheren Tode entgangen. Dy konnte sich vor Erregung kaum aufrecht halten. Lord Parker wurde in fröhlicher Morgenstunde aus dem Bett zum Kriminalgebäude gerufen. Auf seinem Weib reitete er gar lebhaft zu. Strahlend vor Freude drückte Parker dem vor ihm stehenden tapferen Detectiv die Hand und sagte zu dem eben eintretenden Polizeioffizier: „Sagte ich nicht, nur Dy kann machen!“

„Wylford, Pardon! Ich glaube, ich mache auf Dy auf.“

„Jawohl“, unterbrach Parker den jungen Offizier lachend, „nun möchte jeder den Mörder mitleiden. Die Hauptfrage bleibt doch: Dy hat's gemacht! — Und nun, lieber Dy, schnell zu ihrer jungen Frau: Für vier Wochen Urlaub sorge ich. Aber schnell abfahren, sonst werden sie wieder geholt!“

„Ich fahre gleich!“ versicherte Dy.

„Weinend und lachend lagen sich Harry und Edith in den Armen. Jetzt erst erfuhr sie, weshalb' engelegte Hochzeitsnacht sie durchlebt hatten.“

Und nun führen sie hinaus in die schöne Welt und verlebten herrliche Tage. Die ausgelegte Belohnung auf das Unschuldigmachen des Mörders erhielt der tapere Dy, der noch heute der gefürchtetste Feind aller Verbrecher Englands ist.

Die Ereignisse ihres Hochzeitstages aber haben Dy und sein jetzt kugelrundes Fräulein, die ihm im Laufe der Jahren acht Prachtbengel geschenkt hat, nicht vernichtet!

Spät erst ging Dy auf sein Zimmer. Er wollte ein paar Stunden ausruhen, dann schnell noch einmal sein junges Fräulein aufsuchen, ehe er sich weiter und weiter wie lange dem dunklen Däse widmete.

Minac ließ es sich nicht nehmen, den Detectiv selbst auf sein Zimmer zu bringen. Er zeigte ihm die noble Einrichtung, bat um Entschuldigung, daß leider heute die elektrische Beleuchtung verlagere, eine kleine Störung, die morgen in Ordnung gebracht werden sollte. Als Notbehelf standen ein paar Gläser auf dem Tisch. Dy dankte; er brauche kein Licht und sei daran gewöhnt, sich im Dunkeln zu entfalten.

Als Minac sich verabschiedete sagte er zu Dy, wenn er etwas wünsche, solle er nur klopfen, sein Zimmer wäre nebenan. Dy lag bald im Bett. Infolge der Aufregung des vergangenen Tages konnte er lange nicht einschlafen.

Wor das nicht ein gar sonderbarer Abschluß seines Hochzeitstages? Kurz nach der Trauung fort von dem lieben Weibchen und von der ganzen Gesellschaft. Sein süßes Fräulein einige Meilen entfernt allein, er hier im Vortelbett. Er grübelte wohl länger als eine Stunde über seine Situation nach und langsam schlummerte er ein. Dy berührte und als er sich schnell emporrichtete und fragte, wer da sei, erkannte er Minacs Stimme. Sehen konnte Dy ihn nicht. Es war stockfinster. Minac entschuldigte sein Eindringen. Er habe noch im Pötel zu tun gehabt und sich jetzt beim Schlafengehen um eine Zitr gerirt. Mit einer „Gute Nacht!“ war Minac aus dem Zimmer, die Tür fest ins Schloß werfend. Dy kam das Zimmergeheh mehr als eigentümlich vor.

Das Zimmergeheh mehr als eigentümlich vor. Minac — der täglich hier zu tun hatte — wollte sich geirrt haben? Ein schrecklicher Gedanke blitzte durch sein Hirn: Minac ist der geheimnisvolle Mörder!

In größter Eile verließ Dy sein Bett, um Dy'st zu machen. Das Werkzeug war vom Tisch verschwunden. Er tastete vorsichtig nach seinen Kleidern, jedes Geräusch vermeidend. Auch hier fand er kein Feuerzeug nicht, ebenso fehlte vom Nachtschrank sein Revolver. Es war klar, der Schurke hatte — während Dy im ersten Schlaf lag — alles ihm Gefährliche aus den Weg geräumt.

Was war zu tun? — Kärm schlagen? — Deshals? — Was konnte er dem Minac antun? — Dy bestand sich in einer schlimmen Situation. Er kannte keine Nacht; schon so manches Mal hatte er den sicheren Tod vor Augen gehabt. . . . Dy überlegte. . . . Die Augen schienen darauf hin, daß der Däse wiederkommen wollte, wenn er glaubte, daß sein Opfer schlief. Dy faßte einen klugen Plan. Er mußte den Mörder unschädlich machen, aber das war nur mit Hilfe einer List möglich.

So legte sich Dy, ohne auch nur das geringste Geräusch zu verursachen, wieder ins Bett. Als einäugige Waise nahm er den eisernen Stiefelschneid unter dem Bett hervor und hielt diesen trampfhaft fest. Dy hatte sich aber verkehrt ins Bett gelegt. Er hatte seine Füße auf dem Kopfkissen liegen und bedeckte sie etwas mit seinem dunklen Halsstuch. In dieser unbequemen Lage verharnte der Detectiv, der — in Erwartung des bevorstehenden Kampfes auf Leben und Tod — große Mühe hatte, seiner Erregung Herr zu werden, fast eine Stunde. Es war eine gräßliche Zeit. Dy dachte an seine junge Frau. Ob er sie wohl wiedersehen würde, die ihm vor wenigen Stunden angetraut?

Doch doch? Regte sich da nicht etwas auf dem Korridor? — Nur Ruhe! Dy wagte kaum zu atmen. Daß völlig geräuschlos wurde die Tür seines Zimmers geöffnet. Kein Schritt war aber zu hören.

Waren es nur die aufgeregten Sinne, die den Detectiv an ein Geräusch, wie das leise Öffnen einer Tür, glauben ließen?

Wie ihn das Herz bis an den Hals hinauf schlug. Nur um Gotteswillen keine Bewegung, die dem Eindringling verraten könnte. Daß Dy nicht schlief.

Klatschen vergessen haben!" Der Angeredete nahm mit ganzer Verbeugung die Schmeichelei entgegen und meinte unter fast lässlichem Lächeln: „D. bitte sehr, meine Gnädige, das Klatschen haben Sie nicht vergessen — nur an der unrichtigen Stelle haben Sie es angebracht!" Die Hausfrau soll den Witz gleich verstanden haben und bis unter die Haarschneidung rot geworden sein. Der Vorfall erinnert an eine Anekdote aus dem Virtuosenleben Anton Rubinskis, der zum Spiel vor dem Zaren befohlen war und während seines Vortrages gewahrte, daß sich der Kaiser sehr ungeniert und laut mit der nächsten Umgebung unterhielt. Sofort unterbrach Rubinskis sein Spiel und schaute, die Hände in den Schoß legend, den Beherrscher aller Reußen mit der unschuldigen Miene der Welt an. Starke Verlegenheit allerseits! Der Hofmarschall schreitet auf den Meister zu und fragt ihn nach dem Grunde der plötzlichen Unterbrechung seines Spiels. Er erhielt die Antwort: „Wenn mein Kaiser spricht, habe ich zu schweigen!"

Allerlei.

Ein hübscher Zug der Kaiserin wird aus München berichtet: Als die hohe Frau ihren Besuch im Giselahospital in München durch einen Eintrag ins Gästebuch verewigen wollte, ertönte lauter Rinderrufen durch die offene Giebelwand. Man wollte sie kühnlichst schließen, aber die Kaiserin wehrte ab und sagte: „Ich habe 7 Kinder gezogen und kann auch bei Rinderrufen schreiben."

Das Verleihen des Halsbands der Kaiserin. Im „Ereignis" wird erzählt, daß der Kaiser von Österreich, „heimlich" den Meeresgrund bei Korfu durchsuchen lasse, um ein prächtiges Halsband seiner verstorbenen Gattin, der ermordeten Kaiserin Elisabeth, wiederzuerlangen. Die Kaiserin hatte in den letzten Jahren ihres Lebens keine Freude mehr an den zahlreichen Juwelen, die sie besaß; lieb und wert war ihr nur ein wunderbares Halsband, das sie „die Tränen der Jungfrau" nannte. Eines Tages nun bemerkte sie, daß die Perlen ihren Glanz verloren. Kurz darauf glaubte sie im Traume eine geheimnisvolle Stimme zu hören, die ihr verkündete, wie den Perlen durch ein besonderes Mittel der verlorenen Glanz wiedergegeben werden könne: das Halsband müsse ins Meer versenkt werden und dort ein ganzes Jahr lang liegen bleiben. Die Kaiserin vertraute ihren Traum ihrer Begleiterin an, und in einer stillen Nacht fuhren sie beide aufs Meer hinaus, um das Halsband zu versenken; die Perlen lagen in einem Kistchen, das mit vielen Löchern versehen war, so daß das Wasser frei eindringen konnte. An einer langen Kette wurde das Kistchen ins Meer hinabgelassen, worauf das Ende der Kette durch einen Ring gezogen wurde, der vorher in einen Felsen eingetaucht worden war. Es fehlte nur noch ein Tag an der Vollendung des Jahres, das den Perlen das Leben wieder geben sollte, als die Kaiserin ihr eigenes Leben unter dem Dolche Luchens verlor, und als die Dame, die das Geheimnis kannte, das Kistchen aus dem Meere nehmen wollte, fand sie, daß die Kette durchschnitten worden war. Von wein — das ist ein ungelöstes Rätsel.

Ein heiteres Erlebnis des deutschen Kronprinzenpaars teilt der „Helvetia Anz." mit: Gelegentlich ihres jüngsten Harzurlaubes kamen die Herrschaften auch durch das kleine Harzstädtchen Ermsleben, wo eine Reparatur am Automobil einigen Aufenthalt verursachte. Wiederholt erkundigte sich die Kronprinzessin aus dem Gefährt heraus nach dem Fortgange der Arbeiten: „Wilhelm, bist du noch nicht fertig?" — aber die Arbeit beanspruchte ihre Zeit. Inzwischen hatte sich eine Schär Ermslebener Jungen eingestellt. Einem derselben bot der Kronprinz seine Zigarette, die er im Munde hatte, zum Weiterkaufen an, da sie ihm bei seiner Tätigkeit lästig fiel. Und was machte sich der Erbe des deutschen Kaiserthrones sagen lassen? „Nein, das stinkt mir sehr!" Der Junge hatte wahrscheinlich den Benzingeruch als von der Kronprinzlichen Zigarette stammend angesehen, und deshalb das Angebot in so drastischer Weise abgelehnt. Die Herrschaften konnten bald, durch den Zwischenfall aufs höchste belustigt, ihre Reise fortsetzen.

Im Tode vereint. Für ein hochbetagtes Ehepaar hat die Todesstunde fast gleichzeitig geschlagen. Der achtzig Jahre alte frühere Buchdrucker Gustav Gehlen in Berlin war vor einiger Zeit erkrankt. Trotzdem hielt der Greis an dem Lager seiner schwerkranken, 76-jährigen Gattin getreulich Wache. Als der Todesengel sich ihr nahte, war ihr letztes Wort die Bitte an den Gatten, er möge ihr bald nachfolgen. Eine Stunde darauf schied auch der schmerzgebeugte Mann in Frieden dahin.

Von der Geliebten erschossen. Die Studenten-tragödie in der Novallstraße in Berlin hat eine überraschende Aufklärung gefunden. Dora Martus, die durch eine Revolverkugel ihres Geliebten getroffen sein wollte, hat sich allem Anschein nach den Schuß selbst beigebracht, nachdem sie den Studenten der Medizin Erwin Kund niedergeschossen hatte.

„aber ich wollte Dich nicht beunruhigen. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß die beiden bei Treue sehr häufig zusammen kommen."

„D. wie entsetzlich," stöhnte die Mutter. „Er ist ein gewissenloser Schurke," fuhr der Arzt unbeirrt fort, „und wir müssen die Zusammenkünfte verbieten. Es sind zu viele häßliche Gerüchte aus seiner Vergangenheit im Umlauf, als daß ich seinen Namen mit dem unferigen in Verbindung gebracht haben möchte. So viel in meiner Macht steht, will ich doch meine kleine, romantisch angelegte Schwester vor einem traurigen Los bewahren; ich will ihr die Augen öffnen, damit sie erkennt, wie unwürdig dieser Rohden ihrer ist."

Mutter und Sohn waren in ihrem Gespräch so eifrig geworden, daß sie gar nicht bemerkt hatten, wie die Tür leise geöffnet wurde, und Julia einen Teil der Unterredung mit angehört hatte. Atemlos stand sie still, fest gepreßt sie die Hand auf ihr laut pochendes Herz, ihre bleichen Wangen färbten sich purpurn, dann schlich sie ebenso leise hinaus, wie sie gekommen war. Laut aufschlachzend warf sie sich in ihrem Zimmer auf ein Ruhebett und weinte dort bitterlich.

„Sie tun ihm unrecht," rief sie dann leidenschaftlich aus und drängte gewaltsam ihre Tränen zurück. „Aber sie kennen Rohden nicht so gut, wie ich ihn kenne, und ich liebe ihn. Wenn ich nur oft mit meiner Mutter sprechen dürfte! Aber er hat es mir so streng verboten, und er selbst hat seinem Pflegevater auch noch kein Wort davon gesagt. Jetzt muß ich mein Geheimnis noch kurze Zeit für mich behalten, aber es ist mir so schwer, viel lieber sagte ich in dieser Stunde noch, daß ich mich mit Rohden verlobt habe. Die Mutter und Bruno sind so gut gegen mich, daß —" dann sprang sie auf, trocknete schnell ihre Tränen,

die des Mordes verdächtige ist aber zunächst wie von der Bildfläche verschwunden. Sie wird unter dem Verdacht des Mordes verfolgt.

Einen überraschenden Fund machte ein Restaurateur in einem schlichten Palet. Bei dem Gastwirt J. in Rixdorf erschien vor zwei Tagen ein Mann, der seinem Neukunden nach ein Schälchen zu sein schien. Er bestellte sich ein Glas Bier und ließ ein kleines unscheinbares Palet zurück mit der Bitte, es für ihn aufzubewahren. Er werde bald wieder kommen und es abholen. Er kehrte aber nicht zurück. Der Gastwirt schöpfte Verdacht, öffnete das Palet und es fielen ihm 33 000 Mark in Wertpapieren entgegen. Er trug seinen Fund sofort nach der Rixdorfer Polizeidirektion, wo sich dann ergab, daß die kostbaren Papiere aus jenem Einbruch her stammten, der in der Nacht zum 1. November bei der Papierengroßfirma Salinger u. Leppmann in Berlin verübt worden war, und bei dem die Räuber 40 000 Mark teils in bar, teils in Wertpapieren erbeuteten. Von den Tätern hatte man bisher keine Spur entdecken können. Auf die Wiederbeschaffung des erbeuteten Geldes war von einer Kölner Versicherungsgesellschaft eine Belohnung von 1500 Mark gesetzt worden, die nun dem Gastwirt zufallen.

Eine Folge der Köpener Sumpfwasser-Affäre? Wegen Leichenflederei verurteilte die Strafkammer zu Hirschberg i. Schl. den oft vorbestraften Anecht Friedr. J. zu einem Jahre neun Monaten Zuchthaus und drei Jahren Ehrverlust. Bei solchen Strafen pflegt in der Regel auch auf Stellung unter Polizeiaufsicht erkannt zu werden. Die Strafkammer nahm davon jedoch Abstand mit der Motivierung, dem J. solle sein ferneres Fortkommen nicht erschwert werden; denn daran habe das Gericht kein Interesse. Bekanntlich war der falsche Hauptmann Voigt bei einem Mecklenburgischen Hofschutzmacher in fester Stellung und tat fleißig seine Arbeit. Er wurde aber ausgewiesen, weil er unter Polizeiaufsicht stand.

Verhängnis eines Selbstmörders. Der Bader Schröder in Alsen hat sich in dem Garten seines Grundstücks erhängt. Er hat der Stadt lektwillig ein Legat von 10 000 Mark unter der Bedingung vermacht, daß seine Leiche verbrannt wird.

Ein unechter Neger wurde ins Wismar in Mecklenburg festgenommen. Der Schwarze, der das Deutsche radebrechte und beim Wollwäpeln der Häuser fürchterliche Grimaßen schnitt, erweckte Mitleid und heimlich in reichem Maße Gaben ein. Zur Polizei gebracht, entpuppte er sich als der Schlossergeselle Brona aus Bismarck. Das Gesicht sowie die Hände hatte der biedere Dönspreu mit Ruß geschwärzt.

Giftmordversuch. Der pensionierte und verwitwete Bergarbeiter Straburger von Conradsdorf mißte seine im 78. Lebensjahr stehenden Schwiegermutter Dachtel, mit der er stets in Unfrieden lebte, im Hof in den Rasen, um sie, wie er selbst zugab, zu vergiften. Die Schwiegermutter schloß jedoch Verdacht infolge des scharfen Geruchs und trank den Rasen nicht. Der nette Schwiegersohn wurde verhaftet.

Rohes Burschen. Drei böhmische Arbeiter, Reithor, Jhl und Frenzel überfielen in Steinpleis den Bahnarbeiter Reithor und schlugen ihm ein Auge aus. Das Landgericht Wismar verurteilte Reithor zu 3 Jahren 6 Monaten, Jhl zu einem Jahre und Frenzel zu 9 Monaten Gefängnis.

Ein Todesurteil. Die Folge eines Selbstmordes und Selbstmordversuchs. Nach englischem Gesetze wird, wenn zwei Personen beschließen, gemeinsam in den Tod zu gehen, und wenn die eine den Entschluß ausführt, die andere aber mit dem Leben davontkommt, die letztere wegen Mordes mit dem Tode bestraft. Dieses Urteil ist sieben erst wieder gegen John Chapman aus Rusholme gefällt worden wegen Ermordung seiner Braut Martha Jane Wills. Im August dieses Jahres war Chapman beschäftigungslos, und da er keine Arbeit finden konnte, beschloß das Paar, gemeinsam zu sterben. Eines Abends bei einem Spaziergange nahmen sie das Gift, das Mädchen starb, Chapman aber wurde bewußtlos neben der Leiche gefunden, ins Krankenhaus gebracht und dort gerettet. Jetzt haben die Geschworenen ihn schuldig befunden und er ist zum Tode verurteilt worden; die Jury aber hat aufs wärmste seine Begnadigung befürwortet.

Die erste Frau, die Afrika durchquert hat. Mme. Cabra, die Gattin des Obersten Cabra von der belgischen Armee, ist soeben wieder in Belgien eingetroffen. Mme. Cabra verließ ihre Heimat zusammen mit ihrem Gatten im April 1905, reiste von Neapel nach Dar es Salaam und ging von da nach Sansibar, Mombasa und Entebbe, der Hauptstadt von Uganda. Von da aus reiste sie mit ihrem Gatten bis zum Albertsee und nach Mahagi im Kongokarte, überschritt die Ruwensorietten und wandte sich dann dem Kongofluß abwärts nach der Küste. Mme. Cabra erklärte, daß sie keine nennenswerten Gefahren und Entbehrungen habe überleben müssen, aber einige Erlebnisse hätten sie sehr belustigt, besonders das Erkaunen der Eingeborenen.

legte sich vor den kostbaren Flügel und ließ ihre Finger über die Tasten gleiten.

Da öffnete sich die Tür, und Bruno stand vor seiner Schwester. „Ich möchte mit Dir reden, Julia," begann er ruhig.

Julia schloß ihr geliebtes Instrument und eilte der Tür zu.

„Jetzt nicht, Bruno," bat sie, „ich bin müde und wollte noch eben nach Elisabeth sehen."

„Schläfst sie denn nicht?" fragte der Bruder freundlich.

„Nein, jetzt nicht," dann wollte sie das Zimmer verlassen, doch Bruno legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Julia, vertraust Du uns nicht mehr?" fragte er liebevoll.

„Daß mich!" stieß sie fast rauh hervor, dann schüttelte sie ungeduldig seine Hand ab und schlüpfte aus dem Zimmer.

4.

Unweit des Dorfes Buchenweiler erstreckte sich eine fast unabherrschbare Heide. Im Sommer, wenn die Heide blühte, tummelte sich dort im fröhlichen Spiel die muntere Jugend, Bienen summten, Lerchen zwitscherten, und die roten Heideblüthen wogten im leichten Abendwind ihre zarten Köpfchen. Balsamischer Duft erfüllte weit und breit die ganze Gegend, daß auch Erwachsene gern die Heide aufsuchten und gern beim munteren Spiel der Kinder sich ihrer eigenen, längst zurückgelegten Kinderzeit mit Lust erinnerten.

Aber so anziehend die Heide an schönen Sommerabenden auch ist, so trostlos, einsam und öde liegt sie im Winter da, ein Bild der Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Schönheit. So weit das Auge schaut, hüllt eine dichte, weiße Schneedecke die große, unabherrschbare Fläche ein, und nur das wenige, niedere Gestrüpp am Rande der Heide

horen beim Anblick der ersten weißen Frau, die sie sahen. Ein Führer, der sie auf einer Strecke ihrer Reise begleitete, erklärte sogar, er hätte bisher nicht daran geglaubt, daß es weiße Frauen gäbe.

Spontini's, des berühmten Komponisten, Brust war mit vielen Orden geziert; bei feierlichen Gelegenheiten trug er sie auch alle, und als er sich einstmals bei einem großen Musikfest in Halle befand, äußerte bei der Konzertprobe ein alter Musiker gegen seinen Kollegen: „Sieh einmal, wieviel Orden der Spontini trägt, Mozart hatte gar keinen!" Spontini wußte genug deutsch, um diese Anekdote zu verstehen, wandte sich rasch gegen den Sprecher und sagte: „Lieber Freund, Mozart brauchte auch keinen!"

„Weißt Du, Frau, wie unser kleines Mädel heißen soll, weil wir jetzt schon sieben Jahre auf ein Mädchen gelauert haben? Laura soll es heißen!"

Der Chevalier Rohan.

Einer der glänzendsten Kavaliere am Hofe Ludwigs XIV., als dieser noch minderjährig war und unter der Vormundschaft des Kardinals Mazarin stand, war der Chevalier Rohan, ein jüngerer Sohn dieser noch jetzt in Österreich lebenden Familie, der später 1874 auf dem Schaffot starb, weil er eine Verschwörung gegen den König angezettelt hatte. Einst wurde bei Hofe gespielt und der Chevalier hatte eine ziemlich bedeutende Summe an den König verspielt. Es war abgemacht worden, daß die Spielschuld in Louisd'ors bezahlen sollte, doch hatte der Chevalier nicht so viel französisches Gold bei sich, und fügte den sieben bis achthundert Louisd'ors noch ungefähr zweihundert spanische Pistolen hinzu. Der König weigerte sich, dieselben anzunehmen und forderte Louisd'ors. Da nahm der Chevalier die Pistolen und warf sie zum Fenster hinaus mit den Worten: „Da der König dieses Geld nicht haben will, so hat es auch keinen Wert." Der König beklagte sich beim Kardinal über diese Frechheit, worauf der Kardinal dem minderjährigen König die Antwort gab: „Majestät, der Chevalier hat wie ein König, und Sie wie ein Chevalier gespielt."

Industrie, Handel und Verkehr.

Bericht des Essener Fruchtmarktes vom 19. Novbr. 1906

Weizen inländ. M. 17,75 bis M. 18,25. Weizen fremder M. 19,50 bis M. 20,50. Roggen inländ. M. 16,00 bis M. 16,50. Roggen fremder M. 17,25 bis M. 18,25. Hafer inländ. M. — bis M. —. Hafer fremder M. 17,75 bis M. 18,75. Buchweizen M. 19,50 bis M. 20,50. Ruttigergerste M. 12,50 bis M. 13,00. Mais M. 13,50 bis M. 16,00. Weizenvorzucht M. 24,50 bis M. 25,00. Roggenvorzucht M. 22,75 bis M. 23,50. Weizenkleie M. 10,00 bis M. 10,50. Rübsen inl. M. — bis M. —.

Alles per 100 Kilogramm frachtparität Essen ohne Sach bei Abnahme von Doppeladungen mit Ausnahme von Kleie, die mit Sach gehandelt wird.

Essener Viehmarkt vom 19. November.

Amthier Bericht der Notierungs-Kommission. Auftrieb: 91 Ochsen, 51 Kühe und Kalben, 253 Bullen und Bullen 977 Schweine, 91 Schafe, 463 Kälber. Preise für 50 Kilo Schlachtgewicht. Ochsen: 1. Vollfleischige, ausgewästete Ochsen höchsten Schlachtgewichtes bis zu 7 Jahren: 80 M. 2. Junge, fleischige, nicht ausgewästete, ältere ausgewästete Ochsen: 76 bis 78 M. Kalben und Kühe: 1. Vollfleischige, ausgewästete Kalben höchsten Schlachtgewichtes 78—79 M. 2. Vollfleischige, ausgewästete Kühe höchsten Schlachtgewichtes bis zu 7 Jahren: 74—76 M. 3. Ältere ausgewästete Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Kalben 67—70 M. 4. Mäßig genährte Kühe und Kalben 60—64 M. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgewästete Bullen bis zu 5 Jahren: 75 M. 2. Vollfleischige jüngere Bullen: 71—73 M. 3. Mäßig genährte jüngere und ältere Bullen 65—69 M. Schafe: 1. Mastlamm und jüngere Mastlamm: 83 M. 2. Ältere Mastlamm: 77—80 M. 3. Mäßig genährte Hammel und Schafe (Merschafe): 70—75 M. Preise für die 50 Kilo Lebendgewicht. Kälber: 1. Doppelender: 74—76 M. 2. Feinste Mastlamm (Vollfleischige) und beste Sauglamm: 60—62 M. 3. Mittlere Mastlamm und gute Sauglamm: 55—58 M. 4. Geringe Sauglamm und ältere, gering genährte Kälber (Krepper): 45—50 M. Schweine (mit 20 Proz. Tara): 1. Vollfleischige Schweine der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/4 Jahren: 65 M. 2. Fleischige Schweine: 61—63 M. 3. Gering entwickelte Schweine, sowie Sauen und Eber 56—60 M. Tendenz: langsam. Großvieh: etwas Uebersand. Kleinvieh: geräumt.

dient den seltenen Passanten als Wegweiser, die gern quer über die Heide einen nahen Nichtweg nach der unweit gelegenen Residenz einschlagen.

Fast inmitten der ausgedehnten Heide befand sich eine armselige Bretterhütte. Woher sie stammte, welchem Zweck sie diente, war in Vergessenheit geraten, doch wie das morsche Häuschen im Sommer der munteren Jugend unentbehrlich geworden war, so bot es an schaurigen Wintertagen den Vorübergehenden Schutz gegen alle Unbill der Witterung, gegen Sturm und Regen, scharfen Ostwind und schneidende Kälte.

Auch heute, an diesem eifig kalten Dezembertage, tobte und heulte der Sturm so gewaltig, segte so scharf über die Heide, daß es fast eine Unmöglichkeit schien, ihm zu widerstehen. Große, schwere Schneeflocken wirbelten durch die Lüfte, wurden vom scharfen Nordost auf die Erde geschleudert, hielten sich zu unförmigen Massen zusammen, um endlich festgefroren auf der Heide liegen zu bleiben.

Und diesem gewaltigen Sturme hatte doch ein Menschenkind gewagt, Trotz zu bieten. Ein blaßes, zartes Mädchen mit fieberhaft glänzenden Augen, in den warmen Pelzmantel gehüllt, hatte die Heide durchquert und suchte jetzt in dem elenden Bretterhäuschen Schutz vor dem heulenden Sturm. Ihr langes, kastanienbraunes Haar war gelöst; sie schüttelte die Schneeflocken heraus, lugte erwartungsvoll durch die Spalten der morschen Tür, und ein Zug banger, ängstlicher Sorge malte sich in ihren geisterbleichen Zügen.

„Er kommt heute so spät," kam es flüsternd von ihren zuckenden Lippen. „Man wird mich vermissen, man erwartet mich jetzt schon. „Ah —“ unterbrach sie sich freudig, als in der Ferne eine schlanke Gestalt sichtbar wurde, „dort kommt er endlich."

(Fortsetzung folgt.)

